

# **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

## **Aus der Jugendzeit**

**Busson, Paul**

**München, 1920**

25531

Jean-Baptiste Ponce  
Bouffon

# Aus der Jugendzeit



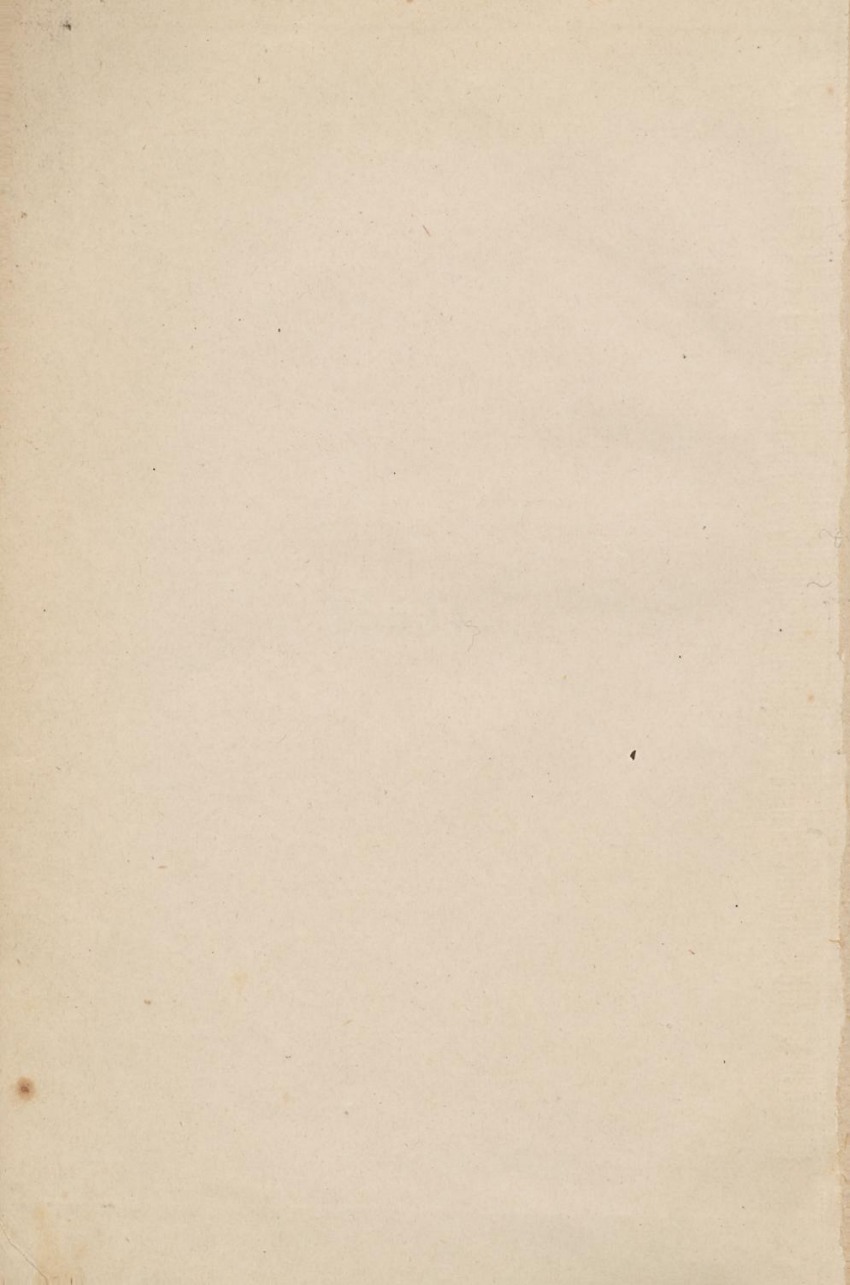
Albert Langen, München



M 19 —

25531

50



Aus der Jugendzeit



Von Paul Buffon  
erschienen früher  
bei Albert Langen:  
Arme Gespenster  
Novellen

Ruhmlose Helden  
Dramatische Balladen

# Aus der Jugendzeit

Erinnerungen und Träume  
aus alten Tagen

von

Paul Busson



Albert Langen, München  
1920

UB INNSBRUCK



+C30185504

[25531.]

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechtes,  
auch für Rußland, vorbehalten

Copyright 1920 by Albert Langen, Munich



Druck von Hesse & Becker in Leipzig  
Einbände von E. A. Enders, Leipzig

$\frac{14}{2}$  21. Vereins-B. = 19 M. 96.  
17/10/21

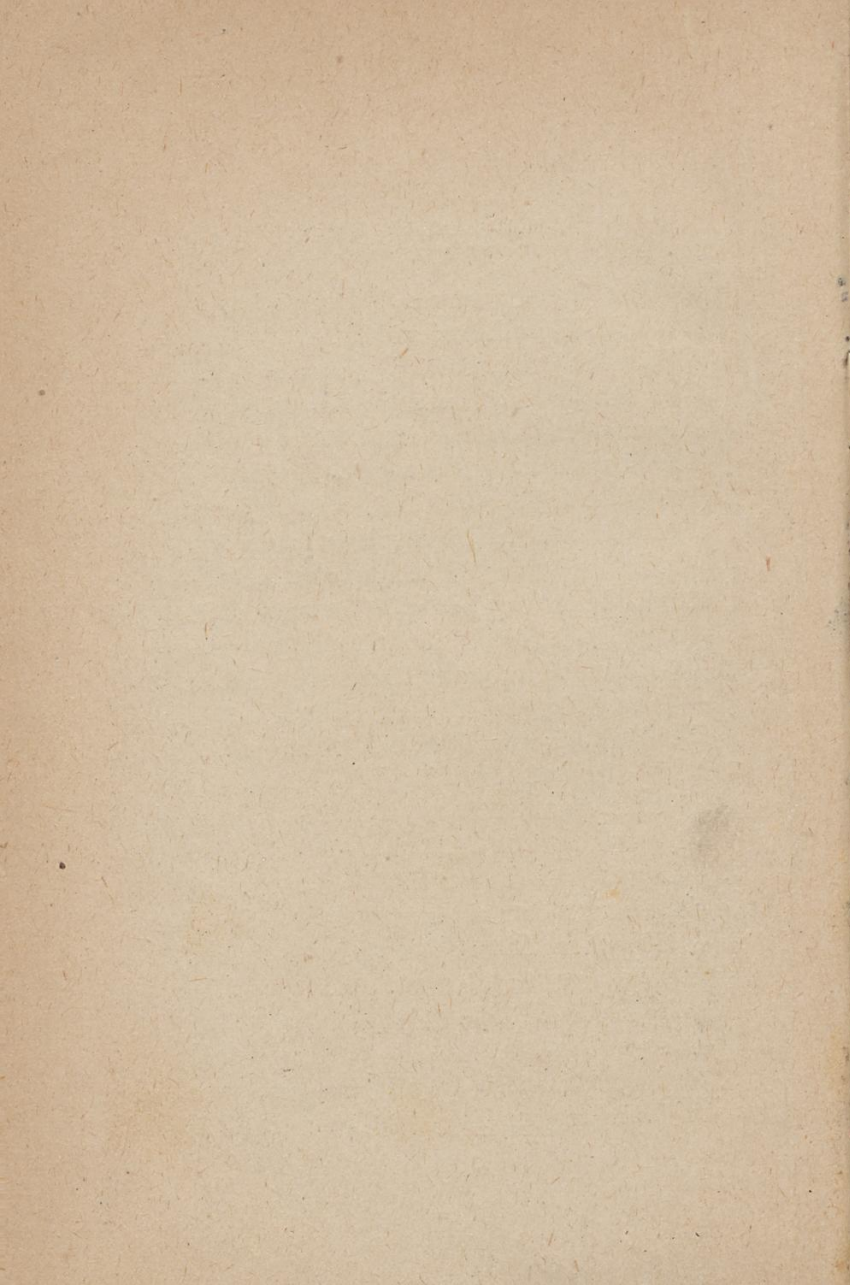


## Meiner lieben Hedi

Die Flocken fallen und ein Heimchen geigt,  
In weißer Stille Baum und Garten schweigt.  
Nußknacker schläft, Bratäpfel singen leis,  
Das Märchen spielt im hellen Lampenkreis.  
Nur manchmal knackt es in des Ofens Glut —  
Das ist der Kobold mit dem spitzen Hut,  
Er schnalzt und tanzt, bis daß er jäh verstummt,  
Weil drohend schwer die Kirchenglocke brummt.  
— Klingt nicht ein Jagdhorn aus dem Zaubertann?  
Horch, tief im Bergforst weint der wilde Mann!  
Ein Herlein lacht und mit den Schwänen zieht  
Bom Turm verwunschener Königstochter Lied.  
— Genug für heut! Nun ist es Schlafenszeit,  
Die Englein machten schon das Bett bereit:  
„Mit Rosen bedacht,  
Mit Nägeln besteckt,  
Schlupf unter die Deck’.  
Morgen früh, so Gott will,  
Wirst du wieder geweckt!“  
— Die bunten Träume kommen hold und sacht  
Und spielen auf den Rissen in der Nacht,  
In tiefer Nacht ...

— — — — —  
Ins Jugendland breit’ ich die Arme aus:  
Du Elternhaus, du liebes, deutsches Haus!





Ich sehe das Haus noch vor mir, mit seinem dunklen Schieferdach, dem braunen Vorbau und der dichten Wand aus wildem Wein, Pfeifenkraut und Kletterrosen — alles durcheinander. Ich denke noch an die Trauerweide über dem kleinen Springbrunnen, an blühende Linden und Geißblattläuben. Im Norden ein himmelhoher Gebirgszug, auf dem oft Schnee lag, im Süden schwarzgrüne, ungeheure Nadelwälder, von goldbraunen Ruppen überragt. Im Frühjahr und Herbst brauste der tosende Bergstrom in meine Kinderträume und manchmal schreckte das grollende Donnern gewaltiger Lawinen uns alle aus dem Schlafe.

Diese meine Stadt gibt es nicht mehr. Sie hat sich so verändert, daß ich sie nicht mehr erkenne. Auch die merkwürdigen Menschen, über die ich als Kind so viel nachdachte, sind tot und verschwunden: der Lehrer Nigg mit dem tabakfarbenen, langschößigen Rock und schwarzer Perücke; der Straßenlehrer, der Lateinisch verstand und uns als „warnendes Beispiel“ stets vorgeführt wurde; der einäugige „Mangarimann“, der mit verzuckerten Früchten vor dem Gymnasium stand und wie eine Amsel flötete.

Nur die alten Kirchen sind geblieben, in denen wir Sonntags „Hier liegt vor deiner Majestät im Staub die Christen-schar“ sangen und an Wochentagen unsre Hausaufgaben ausbesserten, angesichts goldener Wolken, verdrehter Heiliger und riesiger Standbilder aus Erz. König Artur von



Engelland blickte schlank und schön aus Weibrauchwolken und Kerzenflimmern. Sehr geehrt waren sogenannte „Ministranten“, die den „Beichtzettel“ Kuchloser in die Sakristei schmuggeln konnten, im Turm der Jesuitenkirche Dohlen- nester ausnahmen und gegen Entgelt die herrliche und ergötzliche Tätigkeit des Glockenläutens oder Bälgetretens vermittelten.

Die harzduftenden Wälder waren erfüllt von unsagbarem Zauber. Da gab es Ruinen, aufgelassene Bergwerke, alte Römerstraßen, vergessene Soldatengräber und zerfallene Kapellen. Unsrer Freunde unterrichteten uns mit viel Eifer und großer Sachkenntnis im Aufstellen von Leimruten, „Schlageln“ (Kastensfallen), Tellereisen für Wiesel und Iltisse, zeigten uns alte Steinbrüche, in denen Dhreulen und Fledermäuse mit dem Flobert zu erlegen waren. Aus den Trümmern der „Sonnenburg“ gruben wir prächtige Römerurnen, Tränenfläschchen, Keilerwaffen und Hirschhornstücke. Einmal entdeckten wir einen niedrigen Gang. Wir stahlen Kerzen aus der Speisekammer und krochen über eine Stunde weit in den Berg, bis uns ein senkrechter, tiefer Schacht Halt gebot. Bei jeder Bewegung fielen uns — meinem Freunde, der „Schwarzen Schlange“, und mir, dem „zornigen Büffel“ — Wagenladungen eines feinen, grauen Sandes auf den Rücken. Kein Mensch hätte uns gefunden, wenn ein Teil des lockeren Erdreiches eingestürzt wäre. Einen Mitwisser der Expedition auf die Sonnenburg, der uns angab, banden wir tags darauf an den Marterpfahl, und achtzehn Mohikaner beschossen den elenden Verräter mit Pfeilen. Leider fehlten die „Squaws“, die ihm den Rest geben sollten, und so kommt es, daß der Mann heute noch lebt und bis zur Revolution Vorzimmermops bei irgendeiner Größe war. Ich sah ihn selbst. Er

knurrte oder wedelte, je nach der gesellschaftlichen Stellung des Besuchers. Er war immer Vorzugsschüler.

Im November lag schon alles in tiefem Schnee. Dicht und still fielen die Flocken. Im Weidenbaum vor dem Küchfenster hing das Gerippe der Martinsgans, von vielen kleinen Vögeln umflattert. Da gab es Blaumeisen, Kohl-, Schwanz- und Spiegelmeisen, Goldhähnchen und Späzen. Manchmal sahen wir hoch in der Luft Gänse und Kraniche ziehen. In den Auen des Inn erschienen seltsame fremde Vögel; wilde Schwäne badeten im eisigen Wasser. Der Jäger brachte Schnepfen, weiße Schneehühner und gelbliche Alpenhasen. Abends krachte lustiges Feuer hinter den Ofengittern, die Lampen brannten hell und freundlich und der Geruch von Bratäpfeln zog durchs ganze Haus, durch die Gänge mit den alten Bildern, Groteskänzern und Steinguttellern. Das zahme Füchselein heulte im Holzschuppen, vom klaren Mond beunruhigt, und der wackere Igel, der im Keller wohnte, trabte treppauf, treppab. Und wir alle saßen um den großen runden Tisch im Lichtkreis und die alte Nani erzählte uns schauerliche Geschichten von den Riesen Haymon und Tyrtschenbach, die das Kloster der weißen Prämonstratenser gründeten, von der „Habergeiß“ und dem „Wilden Mann“, der die „saligen Fräulein“ jagte und fraß. Damals gab es keinen Baumstumpf, auf dem nicht drei Kreuzlein eingehauen waren, auf daß sich die Bedrohten hinaufretten konnten. Oft zog die wilde Jagd gerade über unser Haus und wir hörten deutlich das „Toho!“ und den Hundeblass.

Der Herbst war mir die liebste Zeit. Da saß ein Schuster bei uns auf der „Stör“ und fertigte Schuhe für Dienstboten und Kinder. Wir machten uns mit seinen Werkzeugen



prachtvolle Hauschuhe aus rotem und blauem Leder. Einmal kam eine „Schusterin“, die sich zu unserem namenlosen Erstaunen als Schwester unfres „Deutsch-Professors“ entpuppte. In der Küche kochten bei gelindem Feuer Marillenmarmelade und „Hetschepetsch“ (Hagebutten) in großen verzinnnten Kupferkesseln. Jedes Jahr kamen zwei Fässer mit Rotwein aus Südtirol, ein kleineres mit „Spezial“ und ein großes mit „Ordinärem“. Auf breiten Holzgestellen lagen Kochäpfel, Meinetten und Rosmarinäpfel, Kaiserbirnen und Quitten. Ein Kohlenwagen warf seine schwarze Ladung donnernd durch die Kellerluke. Der Holzbauer lenkte sein Gefährt vors Haus und brachte Geschenke mit: ein zahmes Eichhörnchen, einen Topf mit goldigem Honig, eine große Butterkugel. Vom Gut einer befreundeten Familie brachte die „Bötin“ einen großen Rückenkorb voll von Früchten des Herbstes, und an den Goldquasten ihres Zillertaler Hutcs wehten die langen Fäden des Altweibersommers.

Es war eine prächtige Zeit, der Herbst und Winter meiner Kindheit. Nur die Schule, die immer wieder von neuem begann, bedrückte und quälte. Von Rücksichten auf die Besonderheit des Einzelnen wußte man gar nichts. „Wart nur, Lausbus — du wirst von mir schon gemodelt werden!“ sagte der Klassenvorstand und vergaß sogar das vorgeschriebene „Sie“. So lebten wir beständig in unterdrückter Auflehnung und machtlosem Haß, gediehen aber wohl dabei. Denn wir lagen in den zärtlichen Armen der besten Mutter, der Natur, und das ist für den jungen Menschen das größte Glück. Sie tröstete uns und zeigte uns tausend bunte Schätze, Blumen und Beeren, glitzerndes Raßengold, Kristalle, behende, wunderschöne Tiere, das silberne Eis erstarrter Wasserfälle und rotglühende Berggipfel.

Keiner von uns allen hat je ein unfreundliches Wort zwischen Vater und Mutter gehört. Wir waren zehn Kinder. Sieben Buben und drei Mädels. Manchmal gab's ein paar Jagdhiebe über die Sitzgelegenheit, Entziehung des Nachtlisches oder frühes Schlafengehen. Am schlechtesten erging's mir einmal, als ich mich rühmte, vom Kaufmann infolge seines Versehens fünfzehn statt zehn Knallerbsen ergattert zu haben. — Ich schämte mich damals sehr vor unserm Freund, dem Vater Flavian, einem Haller Franziskaner, der in seiner groben Kutte stets eine kleine Schachtel mit Kinderzringen hatte. Er gab allen einen wundervollen Messingring mit farbigem Glasstein, mir aber reichte er eine kleine fromme Denkmünze und drohte mit dem Finger. Es war ein böser Tag für mich, ein Tag der Verachtung und großer Schande. Unvergeßlich ist mir die kleine silberne Schnupftabakdose des Vaters, auf der das brennende Moskau zu sehen war, ganz glatt und abgeschliffen von den guten, kühlen Händen des geistlichen Herrn.

Die Soldaten trugen vielfach noch die weißen Röcke auf, die so schön waren. Am besten gefiel mir die Gebirgsartillerie mit den schwerbepackten Mauleseln. Als die Truppen aus Bosnien zurückkamen, stand ich mitten unter Tausenden von begeisterten Menschen, und einer fragte mich, ob ich Stecknadeln hätte zum Anheften der Auszeichnungen. Ich war furchtbar verlegen, weil ich ihm keine geben konnte, und der Mann mit einem riesigen Vollbart lachte mich aus. Ich glaubte lange Zeit, daß er ein Bruder vom Andreas Hofer gewesen sein müsse, der in Mantua erschossen wurde.

Meine Lieblingshelden waren damals: Hermann, Bayard und Major Schill. Achilles hielt ich für roh und dumm, Odysseus für feig=listig und Cäsar für vertrocknet und mür=



risch. Warum, weiß ich heute nicht mehr. Mit dem Don Quichotte meiner Jugendausgabe hatte ich tiefes Mitgefühl und war später ganz betroffen, als ich in einem unerlaubterweise gelesenen Heinebande meine Empfindungen in Worte gefaßt fand. Ein Schlosser mit schiefe[m] Munde und einem weißen, blinden Auge, der öfters Ausbesserungen in unserm Hause vornahm, gewann mich für den großen Napoleon. Der sonderbare Kauz trug das Bild des Welteroberers auf seiner Pfeife, im Glase seiner Schmalzlerflasche und auf einem großen, bunten Taschentuch. Wenn er fortging, sagte er stets mit einem tiefen Seufzer: „Ja — der Napolion! Das war einer!“ schüttelte wehmütig den Kopf und verschwand. Auch an einen gottesleugnerischen Tischler erinnere ich mich, der aber nicht mehr kommen durfte, da unsre Köchin Judith sich über ihn beschwerte. — Die Dienstmädchen, die mit dem Heranwachsen der Buben im Hause merklich älter und häßlicher gewählt wurden, hatten manchmal seltene, nur in Tirol gebräuchliche Namen: Hirlanda, Lidwina, Rotburga, Romana und Edeltraut. Es werden schon noch mehr gewesen sein, aber mir fallen nur mehr diese ein. Vom Milchmanne, der stets von Schleswig-Holstein und der „schwarzgelben Brigade“ erzählte, lernte ich das Abbalgen erlegter Katzen und das Einreiben des Felles mit Holzasche. Mit diesen Fellen wurde der im Hintergrunde des großen Gartens erbaute „Wigwam“ austapeziert. Einmal versuchte ich unter Todesgefahr einen Katzenbalg im Rauchfang zu befestigen und kroch zu diesem Zweck über das regennasse, sehr steile Dach des Hauses bis zum First. Halb rutschend, halb fallend gelangte ich nach vergeblichen Mühen wieder zur Luke, der ich entstiegen war. Zwei kräftige Arme, die meines ängstlich harrenden Vaters, zogen mich blitzschnell

hinein und die Kurze, aber empfindliche wortlose Belehrung vergaß ich nicht so bald. Nicht lange darauf fand eine peinliche Untersuchung des Wigwams statt, der ohne Gnade dem Erdboden gleichgemacht wurde. Ungeheure Vorräte an Bierkreuzertabaß, Flobertladungen, Schleudern, Indianerbüchtern, Fellen und Skalpmessern fielen dem grausamen Stammesoberhaupt in die Hände und wurden nie mehr gesehen. Die Trümmer unsrer prächtig bemalten Porzellanpfeifen sahen wir später im Rehricht und weinten bittere Tränen. Aber die Trauer schwand zu Beginn der Sommerferien. Alle Blumen im Garten blühten, die Vögel tanzten im Sonnenrausch und sangen mit geschwellten Kehlen, und auf den Feldern, die sich hinter dem Zaune bis an den Inn erstreckten, duftete das Heu neben silbernem Korn, durch das rauschend der „Windeber“ lief. Jede Woche standen wir auf einem andern der Bergesgipfel, die das Thal beherrschten, und sahen unser Haus klein und rosa schimmernd im Glase des Fernrohres. Alpenheuschrecken flogen schwirrend auf mit roten und himmelblauen Unterflügeln; Apollofalter, seideweiß, wippten neben dunkelroten Blutströpfchen, und schwarze Alpensalamander krochen langsam über versteinerte Ammonshörner. Wir schliefen in Forsthäusern, Sennhütten und Bauernbädern, sahen Gemsen und Hirsche, Eiben und Zirbelkiefern. — Der rauhen Bergsprache vollkommen kundig, fanden wir offene Herzen und lustige Leuteln, die der Fremde nicht kennt; wie denn der Tiroler Bauer meist nur für Menschen seiner Sprache ein offenes Herz hat. Damals wenigstens war es so. Ja, auf den Bergen gab es wirklich tausend Wunderdinge — weiße Blumensterne unter grünblauen Gletschern, pfeifende Murmeltiere, Dohlen mit roten Schnäbeln und grimmige Stiere mit funkelnden Augen;



klare Quellen, die „Giftbrunnen“ hießen und von denen man nicht trinken durfte, Pechklauber mit rasselnden Glitzerkleidern, Speißgräber, zahnlos und fichernd unter dem „Nebelstecher“, dem spizigen Tirolerhut, der ebenso verschwunden ist wie die pilzförmige „Fazzelhaube“ der alten Frauen. Unter diesen gab es eine, die vor der Servitenkirche saß und „totbeten“ konnte. Ich glaube, daß sie viel Geld mit ihren Gebeten bei Erblustigen gewann.

Eine törichte Magd führte mich — vor dieser Zeit — einmal zu einer „aufgebahrten Leich“. Ich weiß noch, welches unsagbare Grauen vor dem Tode ich damals empfand. Ich stellte ihn mir mit langem, zerfeßtem Bart und leeren Augenhöhlen vor, wie ich ihn offenbar einmal auf der Kirchenmauer des Dorfes Heiligenkreuz gesehen hatte. Ein Mann in einem meiner Bilderbücher sah übrigens dem mir unbekanntem Toten ähnlich und ich nahm daher das Buch sehr ungerne in die Hand. Seitdem habe ich viele Menschen sterben sehen, aber das gelbe, faltige Gesicht aus dem Bilderbuch kann ich nicht vergessen.

Als ich älter wurde, saß ich lange Nachmittage im dicht umwachsenen Gartenhause und las alles, was mir in die Hände fiel. Die Romantiker liebte ich mit meinem ganzen Herzen. Eichendorff war mein liebster Freund; mir war es, als ob aus allen seinen Gedichten ein heimliches Schluchzen flänge ... Ich glaube, daß ich damals von Gespenstern am hellen Tage umgeben war. Ich rief sie und sie zeigten sich mir, lächelten aus den Hollerbüschchen und nickten; und diese Macht ist mir geblieben. Ich bin nie allein. Immer ist jemand bei mir, der ganz leise seine Gegenwart kundgibt und mich grüßt aus jenem Lande, das wir alle sehen werden.

Goldene Fäden, unsichtbar und fest, verbinden mich mit

der Stadt meiner Jugend. Aber ich verstehe die Sprache der Vögel und Bäume nicht mehr: In Träumen noch — wenn ich wieder klein und reinen Herzens sein darf, wie ich es war. Die Toten warten geduldig und schweigen, und tausend Jahre sind wie ein Tag. Ich werde sie wiedersehen.

Manchmal taucht etwas auf — ein Stückchen verlornes Paradies — und die Ursachen sind oft unerklärlich. Der verlorne Pfiff eines fernen Zuges — ein paar Musiktafte — der Geruch wilden Thymians — eine Färbung des Himmels — Glockenklang in fremden Städten. Aber ich kann es nicht halten. Es zerflattert und schwindet, und das gibt einen kleinen Stich in den Narben des Herzens. Es läßt sich schwer sagen. Ein süßer Schmerz.



Unvergeßlich vor allem sind mir die stillen Alpenwinter, funkelnd in Gold und mattem Silber. In weiße, flaumige Mäntel gehüllt, leuchteten die hohen Berge unter türkisblauem Himmel. Die Wege, die aus der Stadt führten, verloren sich in schwarz-grünen Tannenwäldern. Die Bäume seufzten unter der weichen, schweren Last und klingelten mit glashellen Eiszapfen. Hörnerschlitten, mit vielen Zentnern harzigen Scheitholzes beladen, glitten saufend von der Höhe zu Thal und flirrende Salzfuhrwerke krochen die gewundene Römerstraße hinauf, längs den Holzröhren, in denen die Salzlauge ins Pfannwerk floß. An heißend kalten Tagen quollen Dampfsäulen aus den bereiften Rüstern der Pinzgauer und die glatte Fahrbahn pfiff und knisterte unter dem Radeisen. Wir Buben hängten zur Bergfahrt unsre Rodeln an die Wagen und ließen uns hoch hinaufziehen, um dann jauchzend und schreiend wie junge Teufel den Berg herabzujagen. Nie geschah etwas, wenn auch mancher in weitem Bogen zur Seite geschleudert wurde und in stäubende Wächten flog. Die Knochen waren elastisch und der Schnee tief. Schmunzelnd zählte der alte Fuhrknecht im blauen, weißausgenähten Kittel die erhaltenen „Tabakkreuzer“ und klopfte mit dem Peitschenstiel die Eiskrusten vom Lederbesatz der Hose und von den Nagelschuhen, denen „Kröteln“ (vierzinkige Eisen) Halt auf gefrorener Bahn gaben.

Diese Rodelpartien wurden vom benachbarten Salzstädchen aus unternommen. Wir blieben dann oft ein paar Tage



bei Verwandten in einem großen, alten Herrenhause. Es lag mitten in einem parkartigen Garten, viereckig und mit Strebepfeilern, mit Meierhof und Obstanger. Da gab es wunderbare, geheimnisvolle Gänge, Treppen und Winkel, Türen mit Klopfern, tiefe Keller und geheime Eingänge. Wie fast alle Häuser der altertümlichen und wohlerhaltenen Stadt, war der stattliche Hof mit grauen Lärchenschindeln steil gedeckt und trug auf dem First den „Feuergang“, einen breiten Steg mit Geländer, auf dem zum Schutz gegen Dachbrände zwei große, stets wassergefüllte Tonnen standen. Von diesem Gang aus sah man weit ins Land. Als siebenjähriger Bub entdeckte ich einst auf dieser Warte den Brand eines Einödhofes. Er war anzusehen wie eine kleine, zuckende Kerzenflamme fern in der Finsternis. Nachts vor dem Einschlafen hörte man das Tuten des Wächterhorns und die verwehten Worte des alten Liedes:

Bewahrt das Feuer und das Licht,  
Daß kein Unglück geschieht.  
Lobet Gott und unsre liebe Frau!

Zwei- oder dreimal sah ich den alten Nachtwächter von weitem. Er ging gebückt, in einem vielkragigen, dunklen Mantel, und auf dem Kopfe hatte er eine große rauhhaarige Mütze. Der Schaft seiner Hellebarde stieß bei jedem Schritte klingend aufs Pflaster und ein kleiner Spitz trittete im rötlichen Schimmer der Laterne hinter ihm drein.

Der ungeheure, vielwinkelige Raum des Dachbodens, dämmerig und mit sonderbar bewegten Schatten, war von allerlei Gerümpel und altem Hausrat erfüllt. Unter wurmfressigen Eichenbrettern fand man eines Tages eine kunstvoll geschäftete Hakenbüchse, mit Silber und vergilbtem Elfenbein geziert. Darin harrete ein eingerosteter Schuß wohl seit

zweihundert Jahren des Funken von Rad und Stein. Im schweren Gebälk des Estrichs hingen reglos schlafende Fledermäuse, mit dem Kopfe nach unten. Sie zeigten blinzelnadelspitze Zähne und zwitscherten fein und erschrocken, wenn man ihr seidenbraunes Fell berührte. Manchmal kletterten wir im Sparrenwerk umher und fanden bei einer solchen Forschungsreise drei Wespennester von riesiger Größe; sie waren zum Glück verlassen und leer. Beim Abnehmen zerstörten wir sie leider durch Ungeschick. Ich habe in öffentlichen Sammlungen besonders große Wespennester als Seltsamkeiten bewahrt gesehen; aber keines dieser Schaustücke erreichte auch nur die halbe Größe unserer Beute.

Alle Jahre am 6. Dezember besuchte uns der heilige Nikolaus in Person, weiß und rosig, mit der goldenen Bischofsmütze auf dem Wattehaar und in rauschendem, flitterblitzendem Gewande. Mit dem glänzenden Krummstab wehrte er dem zottigen, zähnefletschenden „Klaubauf“, der mit eisernen Ketten rasselte und laut brüllend nach uns griff. Trotz einiger Furcht fühlten wir uns doch sicher vor Rute und Buckelkorb und staunten, wie gut der milde Heilige, in dessen Schutz wir standen, Bescheid wußte in unserm häuslichen Sündenregister. Die süßen Gaben, die er aus dem Korbe des ob solcher Güte zornig knurrenden Klaubauf nahm, waren die erste Stufe und Vorfreude des kommenden Christtages. Wenn die Türen der zwei Besuchszimmer versperrt waren und nur leises Rascheln und gläsernes Klingeln zu erlauschen war, dann wußten wir das Christkind an der Arbeit. Die letzte Nacht vor dem heiligen Abend war besonders lang und brachte nur unruhigen Schlaf. Dann kam nach langem Warten im Dämmern der ersehnte Augenblick, da eine helle Glocke wie das fröhliche, silberne Lachen kleiner Engel in



unsre Weihnachtslieder klang. Wenn aus weitgeöffneten Türen eine Flut von Licht, der geliebte Duft von brennendem Wachs und Lannenzweigen strömte, dann war der Gipfel aller Glückseligkeit erreicht. Die Wangen glühten und die Augen blitzten. Es war im ganzen Leben nie mehr so schön.

Um den Baum, auf niedrigen Tischen, waren die Geschenke ausgebreitet, wilde Tiere in fahrbaren Käfigen, Eisenbahnen, Säbel, Puppen, Helme, Schlittschuhe und Bilderbücher. Auf großen Tellern braune Lebkuchen, bunte Guteln, rot und gelb und blau blinkende Zimblattthüllen, goldige Apfelsinen, Nüsse und Mandeln. In einer Ecke des Zimmers stand leibhaftig das Pfefferkuchenhaus, weißbezuckert und lecker; auch das Schlaraffenland war zu sehen, mit kleinen Bäumen, die Schokoladefrinken und Marzipanwürste trugen, mit Bächen aus Spiegelglas, auf denen zuckerne Brezeln und goldschuppige Fische schwammen; aus grünem Moos wuchsen süße, auf der Zunge zerfließende Pilze. Der Weg zu all diesen Herrlichkeiten führte durch den wohlbekannten Reisberg, in den ein kleiner Mann sich fraß; von ihm war nur mehr das blaubehoste Hinterteil und die hölzernen, schwarzen Stiefelchen zu sehen. Ja, das war einmal.

In den ersten Tagen des Jänner, etwas verspätet die frohe Kunde von des Heilands Geburt bringend, erschien der „Sternsinger“, freudig begrüßt. Einige Münzen, ein großes Stück „Zelten“ (Früchtenbrot) und ein Trunk war seine Gebühr. An ihn, der von uns kurzweg „Kaspar“ genannt wurde, erinnere ich mich sehr genau und sehe sein blondbärtiges, gutmütiges Gesicht mit der stark geröteten Nase vor mir. Auf dem weißen Gewand klebten Goldsterne und golden war auch die papierne „Heidenkrone“. In der Hand hielt er einen Stab, an dem oben ein beweglicher Stern war,



den er beständig drehte. Seine Stimme war gewaltig, majestätisch bald, bald zierlich sein Schritt und die Bewegungen der Hand. Stets trat er plötzlich ein, verbeugte sich und sprach, vor- und rückwärtsschreitend, beschwörend, fragend, ernst und feierlich:

König Kaspar bin ich genannt,  
Ich komm' daher aus Mohrenland,  
Ich komm' daher in größter Eil'  
Viele hunderttausend Meil'.

---

Bist du der Türk' und i der Schweizer,  
Kriegst du an Zelt'n und i.  
Die Hausfrau heißt Anna Pfefferkern,  
Den Weihnachtzelt'n, den hätt'n mir gern.  
Der Weihnachtzelt'n is no nit g'nu,  
Es g'hört ein roter Wein dazu,  
Jetzt hör' i schon die Schlüssel klingen.  
Sie wird uns wohl was außerbringen.

Es war ein langer Singsang mit frommen, für die Kinder verständlichen Betrachtungen vor der Krippe untermischt.

Als an des Nachbars Garten der blühende Zaun mit Spatenstichen niedergelegt und durch eine häßliche Zementmauer ersetzt wurde, erblickten wir unsern König Kaspar zum erstenmal als gewöhnlichen Sterblichen unter den Arbeitern. Er schien sich wahrhaftig vor uns zu schämen und gab sich nicht zu erkennen.

Die Winter waren meist lang und hart. Wenn die Frühlingssehnsucht kam, gingen wir flussaufwärts bis zu einem alten Haus, in dessen Nähe einst der Dreibein als warnendes Stadtzeichen gestanden hatte. Es war ganz mit Efeu umwachsen, in dem zur Sommerszeit behende graue Siebenschläfer krochen und sprangen. Dort wollten wir nachsehen, ob sie sich schon zeigten. Denn dann, hieß es, sei der Winter

zu Ende. Aber sie schliefen immerfort, tief verborgen im Rankengewirr. Wenn wir sie wiedersahen, war alles schon grün.

Mit dem Fasching hatten wir wenig zu schaffen. Höchstens, daß wir auf Maueranschlägen von der „großen Cavachina“ lasen oder entzückt die kunstvollen Neger-, Indianer- und Tiermasken „unter den Lauben“ betrachteten. So schöne „Karven“ mit echtem Haar, glühenden Augen und beweglichen Kiefern gibt es gar nicht mehr. Manchmal gab's einen Kinderball mit Verkleidung, Kuchen und scheu bewunderten Mädchen; auf der Straße waren selten Masken zu sehen. Zeigte sich je eine, so konnte sie sicher sein, von einer lawinenartig anschwellenden Bubenschar mit Schneeballenwürfen und gellendem „Huttleh!“-Geschrei verfolgt zu werden. Die Landesmundart war überaus reich an Worten, die nur Eingeborne brauchten und verstanden: Gangger (Teufel), Gaze (Schöpflöffel), Glufe (Nadel), Ranker (Maikäfer), Marende (Tause) und hundert andre.

In die Fastnachtszeit fällt meine erste Theatererinnerung. Ich sah „Die Teufelsmühle am Wienerberg“ und war entzückt und erschüttert. Unheimlich belebte Mehlsäcke begannen einen spukhaften Tanz, Teufel kreischten, ein Riesengespenst schwankte über die Bühne, und ein guter Geist half dem edlen Ritter über alle Fährlichkeiten und mit ihm dem Hanswurstknappen, dem es sonst recht übel erging mit Angsten und Prügeln. Und als der böse Löwensteiner fiel, da sich himmlische Mächte in den Zweikampf mengten, fand ich keine Regung des Mitleides. Es geschah ihm schon recht; nach unterschiedlichen Greveltaten war er noch nicht zufrieden und:

Er mordete zum Zeitvertreib  
Zulezt sein eig'nes Weib



wie der Sänger im ersten Akt mittheilte. Viel später erst kam die jugendliche Buhnenbegeisterung über mich, das geduldige Warten am Eingang, der erkämpfte Stehplatz, die geliebten, damals verbotenen „Räuber“, „Othello“, „Kabale und Liebe“. Ich meine, diese Zeit muß jeder rechte Mensch an sich erlebt haben.

So viel Schneewolken auch über die Nordwand geflogen kamen, eines Morgens wehte durchs offene Fenster glutwarmer Hauch; von Dächern und Rinnen rann und tropfte das Schmelzwasser, im Hochgebirge ging eine „Lahn“ nach der andern hernieder. Der „Schirocko“ war da, den die Borsarlberger und Schweizer mit dem deutschen Worte „Föhn“ nennen. Schwarze Löcher fraß der Südwind in die Herminmantel der Bergknige, und der Fluß schwoll und tobte mit grau schäumender Flut. Das waren die stürmischen Boten des „Auswärts“, wie der Bergbauer den Frühling benamt. Die Knospen öffneten sich und in den Birken stieg der se Saft. Buchfinken schmetterten in den Wipfeln, die Erde roch frisch und stark, und kleine blablaue Blumen kamen aus dem Boden. Vom Schneemann im Garten blieb nur ein nasser Kreis und der Stecken, der sein Rückgrat war. Und neben dem Platz erblühten über Nacht weiße Glöckchen und wiegten sich schüchtern auf blaßgrünen Stielen. Dann kam die schönste Zeit.



Wenn die Almen grüntem und die Obstbäume im Anger rosenrot und weiß schimmerten, dann wurde auch der große Garten zu eng. Die Berge lockten mit Wald und Geschröf, das helle Tal erfüllten tausend Farben. Auf den blumensreichen, schmalen Wiesen an der tosenden Sill flogen die Falter — Schwalbenschwänze und Segler, Trauermäntel, Admirale und Tagpfauenaugen. Auf moosigen Blöcken wippten Aurora- und Himmelsfalter mit den kleinen Flügeln. Und am tiefblauen Firmament leuchtete das goldene Strahlenantlitz unsrer gütigen Mutter, der Sonne. Alles betete zu ihr und trank vom Lichte ...

Unsere fröhlichen Streifzüge führten uns überall hin; durch enge Hohlwege auf freie Matten, an kleinen silbernen Bächen vorbei, in denen Forellen wie Schatten glitten, zu Tropfsteinhöhlen und engen Schluchten voll Farnkraut und Brombeergestrüpp. Manchmal floh raschelnd ein unsichtbares Wesen vor unsern Schritten, oft auch hob sich mit hellem Jagdruf ein Bussard von blitzgetroffener Föhre. Tief im dunklen Hochwald rief der Kuckuck, verborgen in den rauschenden Wipfeln; die Bauern liebten den Gauch nicht; im Herbst verwandelte er sich in den Sperber und stieß nach ihren Hühnern. So tat man dem harmlosen Waldrufer unrecht ob seines dem Räuber ähnlichen Federkleides. Andern unschädlichen Getier ging es nicht besser: Ringelnatter, Maulwurf und Blindschleiche wurden gehaßt und grimmig verfolgt. Nur die Schwalbe und das Rotschwänzchen, das vor

Feuersnot bewahrte, nisteten im Schutze des Hofes. Als Knabe sah ich auf dem Markte noch Tausende von Singvögeln, in Netzen und mit Leimruten gefangen, tot auf Schnüre gereiht, zum Verkaufe ausgebaut; Rotkehlchen, Nachtigallen und Meisen. Daß wir die Kunst des Vogelstellens erlernten und betrieben, war begreiflich. Freilich erwürgten wir die Gefangenen nicht, sondern hielten sie in Käfigen. Einmal waren Spiegelmeisen unter den Vögeln; da gab es wilden Krieg. Und morgens waren die andern Sänger getötet und die schwarzköpfigen Meisen allein saßen auf den Querhölzern; übrigens wurde uns diese heimlich betriebene Jagd sehr bald ein für allemal untersagt, zur Trauer unsrer Spießgesellen, mit denen wir als Gastgeber in kleinen Bauernwirthshäusern nach des Tages Mühe „Maibutter“ (Schlagobers mit Zimt und Zucker) in unglaublichen Massen vertilgten.

An Festtagen rückten die Wiltener Schützen aus, in scharlachroten kurzen Jacken, Kniehosen und weißen Strümpfen, die weiße Hahnenfeder auf dem Hut mit den Goldquasten. Voran der Hauptmann, durch breite Borten kenntlich, hinter ihm zwei Sappeure mit Vollbärten, Lederschürzen und breiten Arten, wie sie einst vor den napoleonischen Bataillonen marschierten. Zwischen Trommlern und Schwegelpfeifern tanzte der Fahnenchwinger mit jauchzendem „Hellauf!“ An Gedenktagen zogen sie aus allen Tälern in die stille Stadt, mit braunroten, gelben, grauen und schwarzen „Tankern“, mit Nebelstechern und breiten grünbändrigen Hüten. Lustig wehte die schwanke, lange Feder, der kriegerische Schmuck und die Beute des Siegers beim „Nobeln“. Die Spingesser Schützen kamen nie ohne ihr Mädchen, dessen Vorbild sich bei der berühmten Verteidigung des befestigten Friedhofes



hervortat. Sie hatten ihre Fahne mit von Anno 1796 und ihre Schwegler pfiſſen den uralten, ſonderbar aufreizenden „Spingeler Maꝛſch“. Abends war es oft wild und unruhig auf den Straßen, die Luſt zitterte von gellenden Juhschreien und die Urkraft der Buꝛſchen ſuchte und fand Gelegenheit, ſich zu entfalten. Seinen Schlagring trug jeder am kleinen Finger und die Fehde zwiſchen einzelnen Dörfern erloſch nie ganz. Das berühmte Jahr lebte ganz friſch im Gedächtnis des Bergbauern, an Tracht und Waffenfreude hielten ſie feſt und an den alten Vorrechten eines freien Bauernvolkes, das ſich von keinem zwingen ließ. War es ein Wunder, wenn unſer Hochziel auf Manneskraft und trutzige Freiheit geſtellt war? Fliegende Wettermäntel und verblichene Jagdhüte mit zauſigen Federn — das war die Tracht, die uns wohlgefiel. Zierlich gekleidete Mutterſöhnchen hatten ein übles Leben unter uns, den „Haggelziehern“ und „Kuchchen“.

Der kriegeriſche Sinn wurde friſch erhalten und angefeuert durch Jagd und Scheibenſtand, anſtrengende Bergwanderungen und wilde Raufereien. Streitigkeiten unter uns Buben wurden auf der Stelle ausgetragen. Einmiſchung dritter in den oft genug blutigen Zweikampf war ausgeſchloſſen. Wir alle wollten würdige Nachfahren der Helden ſein, an die wir unaufhörlich gemahnt wurden. Ich ſelbſt fand in einem ſehr hochgelegenen, weltabgeſchiedenen Dorf noch etwa zwanzig franzöſiſche Kommißgewehre und die mit dem gekrönten „N“ geſtempelten Patronenpakete. Wir biſſen, ganz wie alte Soldaten, die Kugel ab und goſſen das Pulver aus den tütenförmigen Hülfen auf einen Haufen, kneteten es mit Waſſer und machten einen rieſigen „Speiteuſel“. Die armen Kerle, aus deren Taſchen dieſer Fund ſtamnte, lagen ſeit



fast 100 Jahren irgendwo bei der Pontlazer Brücke unter Geröll und Erde. Aus der Zeit stammt auch das Lied, das wir oft singen hörten:

Hiazt wöll'n miar d' Franzosen  
Z'gegen giahn.  
Was haben s' denn, was haben s' denn  
Bei ins im Landl z'thian?  
Es hat sie einer plangt  
Miar hab'n sie nit verlangt,  
Da kam an jeder Narr  
Frasß ins mit Haut und Haar  
Ei ja woll, woll, ei ja woll, woll  
In Tirol.

---

Und der Tambur, der rosigie Bua  
Schlaggt ihnen den Wirbel dazua.  
Bua, du bischt mir nit z' hoach  
Des war dei löhter Stroach,  
Gelt, Tamberl, hiazt hat's fracht,  
Hoscht Purzigagel g'macht?  
Gelt, Bübel, hoscht hoach, hoach!  
Glück auf d' Roas!

Der Kleine, arme Trommler! Die Tiroler Bauernstucken schossen übrigens ungefähr dreimal so weit, wie der französische Kuhfuß, und scharf wie Gift.

Von Neunundsünfzig und Sechundssechzig erzählten uns so manche, die dabei waren. Der alte „Mäni“, der 1839 auf vierzehn Jahre als Gemeiner assentiert wurde, sprach gern von einem Abenteuer im „Marie-Louisfischen“, dem Erbland der zweiten Frau Napoleons. Von Zeit zu Zeit läutete es bei uns und wenn man öffnete, war ein graues, verhuzeltes Männlein mit hoher Halsbinde und kleinem, borstigen Soldatenschnurrbart vor der Tür, stand steif und ernst „Habt

acht!“ und begann mit rollenden „Rr“ und in abgehackten Tönen zu singen:

Radetzky, greiser Feldmarschall  
In silberweißem Haar . . .

Bei dem Liede Heines, dem „Lied von den zwei Grenadiere“, erschien mir immer dieser kleine, sehnige Greis, dessen Name mir entfallen ist. Das war ein echter Soldat aus altösterreichischer Zeit — aus alter Zeit überhaupt.

Alle diese Dinge fielen schon in die ersten Gymnasialjahre, in die sonderbare Gemütsverfassung des heranwachsenden Jünglings. Die Seele war weich wie Wachs und das Leben schrieb mit spitzigem Griffel. Das ist später schwer zu tilgen. An den Gedichten der Romantiker, an den falschen Vorstellungen, die verzückte und unwissende Dichter sich von den Frauen machten, muß später jeder leiden . . . Und es war doch so süß, zu glauben, daß wirkliche Engel auf Erden wandeln. Aber die Backfische, denen wir dienend die Schlittschuhe anschnallten oder die Mappe trugen, hatten wohl auch übertriebene Ideale. Die Jugend war es ganz einfach . . ., das rote, kreisende Blut und die Kraft des Glaubens. Die ritterlichen Gefühle wurden übrigens von Zeit zu Zeit gedämpft. Die Grausamkeit der Schule erinnerte uns immer wieder daran, daß wir Knaben seien, weit entfernt vom Paradies, in dem Erwachsene wandeln. Zart wurden wir nicht angefaßt. So sagte mir eines Tages ein sonst wohlwollender und beliebter Lehrer: „Sie haben also schon wieder ihren Federhalter vergessen. Sie sind der verwerflichste Charakter des Jahrhunderts und ich hoffe, Sie noch am Galgen zu sehen.“ Großen Eindruck machte diese Rede freilich nicht und war auch gewiß nicht so furchtbar böse gemeint. Heute denke ich



oft mit stillem Lächeln an gewisse kleine Bosheiten, in denen wir Meister waren, und bewundere nachträglich die Geduld der Professoren. Einige waren wohl verknöcherte Pedanten, manchmal böseartig sogar und ohne Gefühl für das Elend, das anzurichten in ihrer Macht lag. Aber da sie alle tot sind, tot wie die böse Zeit, in der sie wurzelten, ist nichts mehr über sie zu sagen.

Aber in den Bergen, auf denen wir wie Ameisen herumkrochen, fiel der Schulzwang ab wie grauer Staub. Diese Welt war so unendlich, so grenzenlos. Die Geröllhalben, die vom Thal aus wie rieselnder, feiner Sand anzusehen waren und in der Höhe als ein furchtbar erstarrter Felssturz sich zeigten, erschienen dem Knaben in ihrem düsteren Schweigen wie die Gestade der Unterwelt. Schwarze, kleine Seen lagen wie böse Augen im Walddickicht, und uralte Bäume standen trauernd mit wehendem Flechtenbart. Windbrüche mit entwurzelten Stämmen, Mühren, wie die Wirrnis der Urwelt anzusehen, und Lawinenstraßen mit zersplitterten Riesentannen und talab gestürzten Blöcken kräftigten das Herz mit überirdischen Bildern aus Gottes Hand. Das Land erschien so alt und ehrwürdig, wie die Ebene mit ihrer veränderlichen Fläche nicht zu scheinen vermag. Die Gewaltigen, die uns umgaben, der starrende Bettelwurf, die schauerliche Frau Hütt, der Solstein und alle die andern — die waren ewig und standen immer so stolz und dräuend, ob nun fellbekleidete Kelten den Ur mit bronzener Waffe fällten, oder ein bayerischer Wilderer auf Gemsen pirschte. Die Namen der Dörfer allein machten das Land so geheimnisvoll. Nur Gelehrte wußten, woher sie kamen. Fremde Völker saßen an den Berghängen und unten am Fluß, Legionäre schlugen feste Lager und brannten harte Ziegel für Wall und Mauer. Num,



Thaur, Arzl, Patsch, Telfs ... Für mich sind sie erfüllt von den Nebeln und Schauern der Vorzeit.

Ja, in dem Land meiner Kindheit hat sich viel Altes und Ehrwürdiges erhalten. Das Bergvolk, schweigsam und treu, läßt nicht von seinem Väterglauben und Besitz, und selbst in seinen Heiligen lassen sich unschwer verlassene, in fremden Namen verborgene Heidengötter erkennen. Die Pfarrer auf dem Lande wußten dies recht gut und sprachen auch davon. Wie denn so ein Pfarrer im Hochgebirge oft ein prächtiger und weiser Mensch ist. Ich kannte einen aus jener Zeit, den traf ich hoch droben im Oberinntal, fast an der Holzgrenze. Er betete sein Brevier und neben ihm, auf einem Baumstrunk lag die Tabakspfeife und das Gewehr. Einen Schneehasen wollte er schießen. Nicht für sich. Für einen Kranken, der von Kräften war und Fleischkost haben sollte.

In seinem Dorf war ich als Fünfzehnjähriger einen ganzen Monat. Es war eine so wundervolle Zeit. Der Sommer wick nicht von den Bergen. Sieben Wasserfälle fielen nebeneinander über eine senkrechte hohe Wand. Im kurzen Gras piffen Murmeltiere, wenn der Steinadler im blassen Blau seine Kreise zog. Unter den Ziegen weideten die Gemsen, ganz vertraut. Und ganze Nächte saßen wir am Feuer, in dem Lannenzweige krachten und zischten und sahen die Sterne über den Nachthimmel ziehen und das erste Sonnenrot auf dem Gletscher. Das Auge war hell und das Herz gesund. Alles gehörte uns zu eigen — die weiten Alpen, die springenden Wasser und das Wild der Berge. Und der Himmel war ganz nahe.

Unweit von unserm Haus lagen saubere Bauernhöfe mit großem Viehbestand und mächtigen Scheunen. Mit den Knechten und Hausföhnen waren wir gut Freund, ließen uns auf die schweren Ackergäule heben und versuchten uns im Melken. Mißtrauisch drehten die silbergrauen Kühe den Kopf, und der Stier rasselte mit seinen Ketten und schnob zornig in die leere Krippe. Den Sommer über war alles vierfüßige Getier auf den „Hochlegern“ der Alpen und wir mußten tüchtig steigen, um den Wasil oder Bartl zu besuchen. In den niederen, steinbeschwertten Hütten saßen wir viele Stunden im heizenden Rauch des offenen Herdes, über dem der große Käsekessel an rußigen Haken hing. Tausend Künste waren hier zu erlernen. Die Senner waren selten müßig, schnitzten Löffel aus Horn und hartem Holz oder strickten dicke weißwollene Wadenstutzen mit grünem Zierat. Die Weiber bargen den Kittel in groben Leinenhosen und rauchten ihr „Nagele“, die kurze Grödner Pfeife, wie die Männer. Von schönen Sennerinnen war nichts zu sehen; die „Altmenscher“ waren meist derbe, vierschrötige Gesellinnen von rauhen Sitten und männlichem Aussehen. Selbst der Herrscher der Weiden, der grimmige Stier, der mit gesenktem Haupt und wutfunkelnden Augen den Fremden begrüßte, fürchtete die pfeifende Geißel in ihrer Hand. Die munteren Weiber, wo solche waren, besorgten nebenbei meist die farge Küche, und wir ließen uns oft genug die schwere, fettreiche



Kost gut schmecken, das kunstvoll in der Luft gewendete Schwingmus, die Paunzen und andere Mehlgerichte. Frische Milch, köstliche Butter und jungen Käse gab es im Überfluß und goldbraunes Türken-(Mais)Brot.

Die Berge, die waren unsre Welt. Oft standen wir hoch droben über den schwarzen Wetterwolken, in denen die Here fauerte. Wir hörten das Sieden und Murren des Hagels und die schmetternden Donnerschläge, die den Blitzen folgten, unter blauem Himmel, bis der Wind übers Joch kam und in die grauen, wogenden Massen fuhr, daß sie weiterziehen mußten, übel zerfehzt. Ein Messer mit eingegrabenem Kreuzlein in den wilden Dunst geschleudert, hätte die Here verwundet. Aber sie scheuchten sie, so gut es ging, mit den klingenden Glocken, die von den spitzen roten oder grünen Türmen in den Donner riefen. Alles Unheil war freilich nicht abzuwenden. Oft genug schlugen die Schloßen ins reife Korn, in die obstschweren Bäume und ins buntblühende Burzgartel und schufen Leid und bittere Sorge. Oder der Blitz fuhr in die angstvoll drängende Schafferde, die mit den Ziegen zuhöchst war, und tötete grausam. Oft auch jagte die Furcht das Vieh in sinnlose Flucht, daß es übers Gewänd stürzte, eine Beute der Füchse und Kollkraben. Der Tod zog gern durchs Gebirg, ritt auf stäubenden Lawinen und löste Steinschläge.

Marterln gab es genug. Die „Zuifele-Maler“, von den vielen Fegefeuerdarstellungen so benannt, hatten immer Arbeit und übten redlich ihre schlichte Kunst. Da lag einer in Feiertagstracht unter dem Holzschlitten, ein rotes Kreuz zu Häupten; ein andrer hob Haupt und Hände himmelwärts aus stürzenden Felsmassen, ein dritter schwamm mit gefalteten Fingern auf weißschäumenden weilschenblauen Wellen.

Trostreich öffnete sich stets der gemalte Himmel über den Sterbenden, und die drei göttlichen Personen oder die heilige Jungfrau erwartete die gläubige Seele in einem Kranz aus gelben Strahlen.

Auf jedem unsrer Berggänge fanden wir seltsame, rührende und spaßige Erzeugnisse solcher Kunst, auf kleine Holz- oder Kupferblechtafeln gemalt, durch ein Dach vor Regen geschützt, an Wegen, Übergängen, am Fuß der von Frommen gestifteten Fochkreuze und an Einsiedlerblöcken, von rotgelben Flechten umrahmt. Und an der Landstraße, die von meiner Heimatstadt nach Osten das Thal entlang führte, stand eine verwitterte kantige Säule mit steinernem Ohr. Dieses einzige von vier grausigen Denkmälern war stehen geblieben aus der Zeit, da man ab und zu jemand vierteilte und in alle vier Winde hing.

Im Frühherbst, wenn der Altweibersommer in langen Fäden an Busch und Bäumen hing und der Ahorn gelb ward, zog das Vieh von den „Niederlegern“ zu Thal. Das war ein feierlicher Tag für den Bauern. Die beste Milchkuh eröffnete den Zug, und die schwerste Kupferglocke hing an breitem gesticktem Bande an ihrem Hals. Allerlei Schmuck prangte zwischen den oft vergoldeten Hörnern des Almviehs, putzige Männchen aus Baumbart, bunte Federbüsche vom Hühnervolk. Der Stier trug meist feck auf die Seite gerückt den schwarzen Spizhut mit der weißen Hahnenfeder und schwang im Schritt die tiefste Glocke. Vor dem „Almwagele“, hoch mit Kübeln und Gerät beladen, schritt stolz und aufrecht der Senner in schmutzstarrendem Hemd und Ledernen, so von fleißiger, pflichtgetreuer Arbeit zeugend, Schafe, Ziegen und grunzende Schweine, vom „Goaser“ (Geißbub) unter hellem Lauchzen und Todeln im Zaum gehalten, schlossen den



Zug. Die Ställe standen weit offen, und der kräftige Duft des Heues und der neuen Streu erfüllte die Gassen am Ende der Stadt. Dunkler standen fortan die Wälder und Herbstfäden flogen in die Winde.

Freilich waren Brauch und Sitte beim Auf- und Abtrieb in jedem Thal anders. Nicht überall saßen Menschen gleichen Stammes. Schwarzhaarige, hakennasige Kelto-Romanen, blonde blauäugige Bajuwaren und Alemannen waren im Lande. Jedes Thal hatte seine Tracht. Hier trug man am Feiertag Goldquasten und Feder vorn am Hut, dort zierte nur ein breites Band oder farbiges Schnurwerk den Filz. Im Hinter-Dur kleideten sich die Männer hellgrau, im Oberinntal dunkelbraun. Die Duxer sahen wir oft. Sie versorgten die Stadt mit Butter. Unter den Lauben hatten sie ihre Tische, auf denen die großen blaßgelben Kugeln lagen, von Frauen umlagert, die sorgfältig kosteten und feilschten. Die Buben neckten die Bauern gern mit ihrer Eigentümlichkeit, die Vokale umzulauten und riefen: „Die Duxer tragen die Bütter am Rücken übers Jöch!“

Im Dur kamen uns zwei Schulkameraden, Brüder, ums Leben. Sie wollten, um den Weg ins dunkelnde Thal, aus dem lichte Fenster lockten, abzukürzen, über einen steilen Bergmäher abfahren; aber das kurze Gras war zu glatt, sie verloren den Halt, sprangen wie Steine, in immer größerem Bogen aufschlagend, in die Tiefe und blieben tot liegen. Es war für uns ein schreckliches Erlebnis. Die beiden waren allen lieb gewesen, und noch nie war der Tod so in unsre Nähe gekommen. Kurz vorher hatten wir mit diesen Brüdern Kürbisse ausgehöhlt, Nase, Augenlöcher und ein gezahntes Maul hineingeschnitten und abends durch Kerzenstümpfchen erleuchtet. Die zwei erschreckten zum Scherz eine

vorübergehende alte Frau mit den Frazen. „So werds ös zwoa bald ausschauen!“ sagte sie und ging mit bösem Gemurmel weiter.

Von den Almen kamen im Herbst auch wunderliche Menschen, die den Sommer auf den Höhen verbrachten und allerlei sammelten und suchten. Wenn der Schneewind über das dürr gewordene Gras strich, trugen sie in Säcken und Körben die Beute herunter: Ameiseneier für die gefangenen Singvögel, selbstbereiteten Enzianschnaps und Arnikageist, hochangesehene Heilmittel, das kostbare Fett von Murmeltieren, von Füchsen und Dachsen, allerlei Kräuterbündel, starkriechend und vielbegehrt, Terpentinöl und Steinproben. Besonders das uralte „Steinmandl“ breitete um diese Zeit seine glitzernden Schätze auf offener Straße aus: Bergkristalle, Achatdrusen, bläulichen Flußspat, grünen Turmalin, Zitrine, Zillertaler Granaten in silberigem Glimmerschiefer, goldbleuchtenden Schwefelkies und graublinkendes Fahlerz. Das war ein sonderbarer Kauz. Er benannte alles falsch, schätzte wertlose Stücke hoch ein und verschleuderte wundervolle Steine um ein paar Kreuzer. Gehandelt wurde nicht. Ein nicht gleich erworbenes Mineral wurde später nicht einmal mehr gezeigt. Als ein Fachkundiger ihn eines Tages gutmütig über den Wert eines seltenen Kristalls belehren wollte und den richtigen Namen des Steines nannte, ergriff den Alten eine schreckliche Wut. Er sprang wie ein Kobold mit fliegendem Haar und Bart vor seinen Steinen auf und nieder, trat sie mit Füßen, focht mit den dürrren Händen in der Luft und schrie unaufhörlich: „Es gibt Menschen! Es gibt Menschen! Fraz! Fraz! Der Stein muß schweigen!“ packte alsdann wütend seine ganze Sammlung in den Sack und trug ihn eilig fort. Ich habe ihn auch nie wieder gesehen.



Dann kamen die Tage, an denen wir im Nebel zur Schule gingen. Wie nasser Kalk roch der graue Dunst. Von den Bäumen des Gartens tanzten rote und braune Blätter. Die Rosenstöcke waren umhüllt, die Beete leer. Krammetsvögel saßen in den Ebereschen, und die blauen Beeren des Schlehdorns begannen süß zu werden. Im ganzen Hause duftete es nach den Äpfeln, die rotbackig und gelb die Bretterlagen im Obstkeller füllten. Und eines Morgens schüttelte Frau Holle ihre Federbetten. Weiß und wirbelnd, in lautlosem Falle fiel der Schnee; der alte Stadtturm blinzelte schläfrig unter der dicken Haube, und die Fenster glühten rot und traulich in den sinkenden Abend. Eine Glocke brummte — fern bellte ein Kettenhund. Dann ward alles still. Nur der Schneestrich leise an den Scheiben vorbei. Frieden und Ruhe — Schlaf für die Müden und holde Träume für die Glücklichen, die Kinder der kleinen Stadt.

An heißen Sommertagen, wenn die Sonne am höchsten stand, war oft kein Laut im Garten, so daß ich das eigene Herz schlagen hörte. Nur die Bienen summten, vom feinen Schrillen der Schaumzikaden begleitet; die machten den Kuckucksspeichel, der sich im Grase fand. Um die roten Flockblüten schwirrten Laumelköpfe wie kleine Schatten und winzige, samtblaue Blumen dufteten süß wie Vanille. Die Bäume standen ganz still und glücklich im Sonnenglanze und die Vögel saßen ruhend im kühlen Schatten des Laubes. Der Springbrunnen plätscherte träumend, die alte Weide neigte sich tiefer und die Goldfische im klaren Wasser regten sich nicht, bis ein lustiger Peitschenknall auf weißbestäubter Straße den Mittagszauber zerriß. Dann rauschte es leise in Busch und Strauch, die Wolken zogen weiter und die erweckten Sänger zwitscherten. Überall hatten sie ihre Nester aus Halmen und Reispig, im Pfaffenkappelgesträuch mit den vierkantigen roten Beeren, im lichtgrünen Ahorn, unter dem Holler und im Lattenwerk des Sommerhäuschens. Der Garten bot vielen Tieren Obdach und Nahrung, grüngoldenen Rosenkäfern, Weidenböcken mit langen Fühlern, schwarzhaarigen und bunten Raupen ebensogut wie ihren Feinden, den Amseln, Grasmücken und der dicken Kröte, die unter dem Gerätehaus wohnte und einen Edelstein im Kopf trug, wie die alte Nani sagte. Laubfrösche mit goldigen Augen riefen verborgen im Blattgrün und lobten das Wetter. Unter schiefen Brauen blickten viol-braune, milchweiße und gelbe Stief-



mütterchen, der Eisenhut stand hart und stolz wie ein Ritter in blauem Stahl neben roten Herzen. Hoch über den breiten Blättern des Rhabarbers, von Stachelbeergesträuch umgeben, nickten die Sonnenblumen. Alle diese Pflanzen blühten und wuchsen ungestört und warfen ihre Samen achtlos auf die braune Erde, in das bescheidene Unkraut des tiefen Schattens.

Am andern Ufer des Flusses stand das alte Schloß Büchsenhausen; der Weg dorthin war weit und dennoch gingen wir ihn gern. Dort war das Bad, ein viereckiger, kühler Weiher unter uralten Kastanienbäumen. Der alte Schwimmmeister, der uns erfolgreich unterwies, ist längst schon tot. Wir hatten ihn sehr gern und fragten ihn stundenlang nach allen möglichen Dingen aus, wenn wir in der Sonne lagen, um braun zu werden. Vom Hof des Schlosses, das zur Brauerei geworden war, wehte ein kräftiger Geruch von Malz und schwarzem Pech, dessen blaue Schwaden aus dem eingemauerten Kessel quollen. Und nach dem Bade war es herrlich, im heimlichen, baumüberwölbten Garten zu sitzen und aus taubeschlagenen Steinkrügen das frische, dunkle Bier zu trinken. Aus Erfern und Bogenfenstern blickte die Vergangenheit mit toten, erblindeten Augen. Nachts strich seufzend und wehklagend ein Geistlein durch verstaubte Gänge, das „Bienerweibele“, die unglückliche Frau des Kanzlers von Tirol, dem sie vorzeiten das Haupt vor die Füße legten. Hin- und Heimweg führten über den Inn, durch eine übelberückichtigte Vorstadt mit rohem Volk; hier hatte der Pferdefleischhauer einen düstern, vergitterten Laden, der mir grauenhaft und geheimnisvoll schien. Aber der Weg durch die häßlichen Gassen war nicht lang, am Flusse lugte das eiserne Denkmal Walters von der Vogelweide aus grünen

Anlagen; und hinter der Brücke waren die lieben, wohlbekannten Gassen und Pfeilergänge mit niedrigen Verkaufsgewölben, in denen es nach Zimt und Spaniol roch. Da war ein ausgestopftes Krokodil, das an der Decke des Ladens hing, Deckelgläser mit leuchtenden Farbpulvern, Chromgelb, Krapprot und Indigo, silberweiße Schellackstangen, Pfeifenläden, in denen es köstlich nach Weichselholz duftete, und Papiergeschäfte mit Bilderbogen im Auslagefenster; ja, da gab es noch schöne Sachen: Blätter aus dem Anfang des Jahrhunderts, handbemalt, mit allen Uniformen der großen Armee, alte Kupferstiche, Heiligenbilder in Seide gestickt, bemalte Oblaten, aufgeklebte, kunstvoll mit der Schere geschnittene Schattenrisse mit vierspännigen Postkutschen und Hezjagden. Alle diese wunderbaren Dinge wurden als altartig und wenig begehrt um wenige Kreuzer verkauft.

Im Sommer zog allerlei fahrendes Volk durch das Thal und machte nach altem Brauch Halt auf den Wiesen und Plätzen vor der Stadt. Ringelspiele, Tierbuden mit Menschenfressern und Seltamkeiten, Glasspinnereien und Schaubuden aller Art. Am meisten gefiel mir ein „Automatenkabinett“ mit ungemein zierlichen Gestalten, die mich seltsam anzogen. Es waren kleine Dämchen in brokatenen Reifrocken, Männerchen mit Silberschnallen auf den Schuhen, die Wachshände rührten und die Augen verdrehten. Die unbewegten Gesichter mit den lebendigen Augen waren geisterhaft anzusehen; sie lächelten immer gleich starr und drehten sich in kleinen Rucken; manchmal knackte leise eine verborgene Feder und geheimnisvolle, dünne Flötentöne begleiteten ein ängstliches Menuett. Wie verwunschen waren sie — arm und klein, immer müßend.

Ich erinnere mich auch noch an die flatternde Leinwand



mit der „Moritat“, an den wildbärtigen Mann, der die blutigen Bilder erklärte, zu den jammernden, hohl pfeifenden Tönen der Drehorgel, die mich immer traurig und mißgestimmt machten. Diese Töne brachten dumpfe Vorstellungen von Elend, von der Grausamkeit des Lebens mit sich. Auf den Wiesen vor der Stadt war viel zu sehen. Kamele und Affen, die kleine Kunststücke machten, armselige Bären, die zu den Schlägen der flirrenden Handtrommel brummend tanzten, und Zirkusvolk in schmutzigen Strumpfhosen mit rotgeschminkten Backen und hungrigen Augen. Ublere Gäste waren die „Dörcher“, auch „Laninger“ oder „Karrner“ genannt, die ihre Plachenwagen bis zur Stadt zogen. Ganze Schwärme von Kindern krabbelten aus dem Dunkel der Karren. Braungebrannte Weiber mit schwarzen, stechenden Augen und sonderbaren Gebärden kamen dann bettelnd in unser Haus. Oft fehlte nachher Weißzeug und Gerät. Ich sah ihnen zu, wie sie wahr sagten und schnelle, unruhige Blicke im Flur herumgehen ließen, während ihnen alle Finger nach Beute zuckten. Die Dienstboten ließen sich immer beschwären, kauften kleine Wurzeln und dürres Kraut zu unbekanntem Zweck und lauschten mit der ganzen Sehnsucht armer Mädchen den Weissagungen. Schutzzauber aller Art, geweihte Münzen, Wunderwässer und Gnadenbilder gab es in großer Zahl. Sicherlich half der Glaube sehr oft. Eine der Mägde, Susanna hieß sie, die viel von Wunderdingen sprach und die manchmal leise vor sich hin weinte, wurde in unserm Hause wahnsinnig. Ich erinnere mich deutlich an den trüben Regentag, an dem sie nach einem gefährlichen Tobsuchtsanfall geholt wurde. Wir wurden weggeschafft, vernahmen aber deutlich das abscheuliche Poltern und Schreien, das Schleifen auf der Treppe, als man sie in den Wagen

brachte. Sie war immer sehr lieb mit uns gewesen und wir mußten weinen, als sie so schrecklich fortgeschafft wurde. Ich weiß noch einen Vers, den sie mit tiefer und klarer Stimme häufig sang:

Is mir leid, is mir leid  
Um a jedes Gran'l Gras,  
Was i wegn deinetwegen z'sammtreten hab.  
Is mir leid, is mir leid  
Um die treue Lieb',  
Die i hab g'habt zu dir — —

Die Hausmägde trafen sich abends nach der Arbeit in der Küche und sangen mehrstimmig. Meine Eltern ließen sie gewähren und die reinen kräftigen Stimmen klangen durchs ganze Haus. Wir schlichen uns gern hinaus, um mitzusingen; uralte, wunderschöne Volkslieder habe ich so gelernt und mir bewahrt. Die Mädchen saßen um den großen Küchentisch, hielten die Hände gefaltet auf dem Schoß und blickten in die Ferne; sie waren meist aus fernen Tälern in die Stadt gekommen, um Arbeit zu suchen. Da waren sie, jung, gesund, und ihre frischen Lippen zitterten, wenn sie sangen, und dann seufzten sie und gingen schlafen.

Gute Menschen waren um uns. Vielleicht waren böse darunter, aber wir erkannten sie nicht. Wir hatten Freunde unter Menschen und Tieren. Die Hunde, die im Hause waren, zogen wedelnd mit uns auf Abenteuer und sahen uns verständnisvoll aus braunen Augen an, zeigten auch wohl, richtig lachend, die Zähne. Sie verstanden auch alles, was man ihnen sagte, und waren mit uns traurig, wenn wir gestraft wurden. Das Christkind vergaß sie nie und sie erkannten ihren Teller, der unter dem Baume stand, also gleich.

Ja, das ist alles vorbei. Wenige wissen mehr von all den



schönen Dingen. Die Zeit stand lange still über dem Schieferdach des Hauses, in dem nur Glückliche wohnten. Der liebe Mond, der lächelnd durch nachtdunkles Laub sah, macht ein trauriges Gesicht, die Blumen sehen so künstlich aus, die Vögel lärmen in staubigen Hecken. So viele Menschen sind gestorben. Die Welt ist nicht mehr so, wie sie war. Und den Weg, der zurückführt in das Paradies, den Weg habe ich verloren, wie ihn alle verlieren. Nur die Erinnerung ist noch geblieben wie ein ferner Stern, wie ein freundliches, kleines Licht in sinkender Nacht.

Du wirst dich nähren von deiner  
Hände Arbeit, wohl dir, du hast  
es gut. (Bibel.)

Ich brauche nur ein wenig die Augen zu schließen, wenn ferner Hammerschlag mein Ohr trifft, und die alte Hufschmiede an der Landstraße steht vor mir. Ungezählte Male lehnte ich als Knabe an den geschwärzten Pfosten der offenen Halle und sah den springenden Funken zu, die als Goldregen um den Amboß flogen, und den riesigen Schmiedegesellen, die im Takt die schweren Hämmer niederfallen ließen: ping — pang — ping. Wie helle Eisenglocken klang das. Der Lehrbub mit der Stülpnase und dem Bürstenhaar, der im Dämmer des Hintergrundes die ächzenden Bälge trat, sah im Schein der tausenden blauen und grünen Flammen, die in der Esse aufpfauchten, wie ein bössartiger Gnom aus mit unheimlich weißen Augäpfeln. Draußen schnoben die Pinzgauer vor dem Frachtwagen, der mit Wein aus dem Süden und dunklem Bier aus der Stadt ins Oberland wollte, und der Fuhrmann im verwaschenen Kittel kratzte sich besorgt im krausen Haar, weil der Meister gar so lang brauchte, bis das Eisen dem breiten Huf des Satteligen angepaßt war. Die Messingringe am Kummer klirrten, die Späßen stritten sich auf dem niedrigen Dach, und ein heißer Geruch nach angebranntem Horn lag in der Luft. Und dann kamen sie heraus, Meister und Gesellen, mit rufigen Armen und durchschimmernder weißer Haut, unter der die Muskeln spielten, mit steifen, brandfleckigen Lederschurzen und Nä-



geln zwischen den Lippen. Das Eisen paßte haargenau, der Hammer mit dem krummen Nagelgreifer vorn fiel mit eigentümlich dumpfem Schall auf Eisen und Huf, nietete die Spitzen der Nägel um und machte dann Platz für Zange und Feile. Der Knecht steckte das Zeichen seiner Würde, die buntgeringelte Peitsche, in die Hülse am Kummel, zog den Lederbeutel und zahlte, sorgsam mit den unbeholfenen Fingern Silber- und Kupfergeld aufzählend. Die Gesellen standen mit kraftvoll verschränkten Armen etwas hinter dem grauköpfigen Meister, wie es sich gehörte, und sahen gemeinsam dem Gefährte mit der schwankenden Plache nach, wie es mit lustigem Peitschenknall und Räderrollen unter den ziehenden Wolken hin den rauschenden Bergstrom entlang davonfuhr. So standen sie meist ein Weilchen, ohne zu sprechen, und dachten wohl an Wanderschaft oder irgendein Mädchel in der Ferne. Dann fuhr einer mit der schwierigen, ehrlichen Hand dem zuschauenden Buben ganz sacht über das kurzgeschorene Haar, bevor er aus dem rötlichen Licht vor Feierabend wieder ins Dunkel der Schmiede untertauchte. Und bald klangen wieder die Hämmer im Zwei- oder Dreischlag, und der Schall flog hoch hinauf in die nahen Bergwälder.

Vor den Handwerkern habe ich immer großen Respekt gehabt, und ich schaue ihnen heute noch gern zu wie vor vielen Jahren. Einer von jenen Professoren, an die ich damals mit Haß dachte, während sie mir jetzt eher bemitleidenswert erscheinen, sagte mehrmals zu mir: „Sie werden als Handwerker endigen.“ Er ahnte nicht, daß ich bei solchen Reden im stillen einen Vergleich zog zwischen seiner armseligen, verschimmelten Stubenhockergestalt und meinen prächtigen Schmiedegesellen, die feuerrote Nelken hinter dem Ohr tru-

gen und immer lustig waren. Er wußte auch offenbar nichts davon, daß in der nächsten Stunde der Deutschprofessor uns nicht genug vom Wert und der Tüchtigkeit des Handwerks sagen konnte. Solche weltfremde Menschen, die mit Vokabeln und seltenen Moristen längst verstorbener Sprachen Buhlschaft treiben und für das wirkliche Leben blind sind, gibt es wohl kaum mehr. Und es war viel verlangt von einem jungen Menschen, der pfeilgrad ins Leben hineinwuchs, sich mit verstaubten, modrigen Dingen zu befreunden, die noch dazu gründlich mit dem Kleister der Langweile überzogen wurden. Nun, der alte Professor ist lange tot, die Schmiedehämmer aber klingen noch immer.

In einer kleinen Stadt hat ein Bub Gelegenheit, das Handwerk in seiner vielfältigen Gestalt kennen zu lernen. In der Großstadt, Gott sei's geklagt, frißt die Maschine seit langem den Handwerksmann, knebelt ihn, fettet ihn an sich, nimmt ihm die Kunst und macht ihn sich gleich. Dort aber, wo mir unter vielen andern Gaben auch die ward, daß ich alles so schön und ruhig betrachten konnte, in der Muße einer glücklichen Jugend kennen lernen durfte, was dem Kind der Millionenansiedlung ewig unbekannt bleibt, dort gab es viele Handwerker, deren geschickte Hände Künstlerhände waren. Da gab es Schlosser, die halberblühte zarte Rosen aus blankem Eisen fertigten, Drechsler, die ein Schachspiel mit Mohrenkönigen und turmtragenden Elefanten herstellten, und Tischler, die noch Geheimfächer zu machen wußten und Schubläden, die beim Öffnen die Luft einzogen, so genau waren sie gearbeitet. Bei dem alten Tischler, den ich hier meine, roch es nach kostbaren, frischen Hölzern, nach Schellack und Weingeist, und die Feinhobel lösten geringelte gelbliche Späne von den eingespannten Brettern. Wie ich beim



Schmied lernte, aus Eisenabfällen Indianerbeile und Pfeilspitzen zu hämmern, so zeigte mir hier der „Passauer“, ein sonst wortfarger spizbärtiger Gesell, wie man Bogen aus Eibenholz fertigt und wie man aus alten Brettern mit Säge, Hammer und einem Paket Drahtstiften eine richtige Hütte baut mit eingefalzten Türen, die auf Holzangeln sich drehen. Ja, allerlei habe ich dadurch vor andern voraus. Hat wohl schon jemand gesehen, wie aus dem schweren „Lignum sanctum“ auf der Drehbank runde, wundervoll gemaserte Kegelfugeln entstehen? Oder wie ein Kegelfönig gemacht wird mit erhabenen Ringen um Hals und Bauch, mit einer Krone über dem mürrischen Holzgesicht? Und wer hat schon versucht, selbst an der Drehbank zu arbeiten?

Wir waren durchaus nicht hoffärtig und hatten Freunde genug unter den Lehrbuben unserer Gegend. Wir beneideten sie um vieles. Damals sah man noch Handwerksburschen mit verschiedenfarbigen „Berlinern“, aus denen man ihr Handwerk erkennen konnte, und viele von ihnen wußten noch alten Handwerksbrauch und -gruß. Heute sind die Zunftbräuche wohl verschwunden, aber das Handwerk besteht weiter und entwickelt sich, was auch die Raben krächzen mögen. Denn einen wirklich tüchtigen Meister kann keine Maschine der Welt ersetzen, ob er nun ein Schneider, Schuster, Sattler, Gürtler oder was immer ist. Die Künstler, die sich auf den goldenen Boden des Handwerkes begeben, wissen schon, was sie tun, und die Handwerker auch, die für ihren jungen Nachwuchs Schulen errichtet haben, in denen alles gelehrt wird, was dem Befähigten ein Vorwärtsschreiten über das gewöhnliche Maß möglich macht.

Auch bei den Fleischhauern war ich zu Besuch und sah zu, wenn Ochsen geschlagen wurden. Meistens wurde man frei-

lich verjagt, und das war recht so. Denn dieses nützliche, aber blutige Handwerk ist nichts für Kinder, obwohl dabei mancherlei zu lernen ist. Die Fleischhauergesellen trugen damals wie heute an blanker Messingkette den „Streicher“, und ihre Hosens, über denen die weiße, braunfleckige Schürze flatterte, waren rotgestreift. Sie sahen am gesündesten aus, hatten heiße Backen und starke Arme und schienen doppelt lebenslustig. Bleicher als sie war der Geselle des kleinen Schneiders in unsrer Gasse, dem wir leider manchmal (freilich nicht bösgemeint) Spottworte nachriefen, bis wir ihn nie mehr sahen und erfuhren, daß er gestorben sei. In der Großstadt lernt man dann andre Schneider kennen, wohlgekleidete, höfliche Männer, die mit viel Geschmaçk und Geschick ihr Handwerk zur Kunst machen und ihren Namen haben, so gut wie ein berühmter Maler oder Bildhauer. Aber die alte Anrede „Meister“, auf die nur wenige ein Recht hatten, klang doch besser als das Allerweltswort „Herr“, das gar keine innere Bedeutung mehr hat. „Meister“ aber hört jeder gern, und wäre es auch der größte Künstler. „Wer soll Meister sein? Der was ersann!“ In diesem Satz liegt mehr, als in irgendwelcher Abhandlung gesagt werden könnte. Ein geschickter Meister wurde und wird mit demselben Maß gemessen wie der Künstler, und der Übergang vom Handwerk zur Kunst ist nicht immer genau zu erkennen. Freilich, vielem hat der Massenbetrieb, das Donnern und Schrillen, das Brausen, Klopfen und Zischen der Maschinen ein Ende bereitet. Auch die Maschine ist uns längst vertraut, so vertraut, daß wir schon die Gottheit erkannt haben, die in ihr wie in allen Dingen dieser Erde lebt, die Verkörperung des Gewaltigen, Übermenschlichen, den Jubelgesang des Geistes. Dieses mächtige Losen reißt uns willenlos mit sich



fort, begeistert uns wie ein machtvolles Zusammenklingen, und läßt uns erbeben vor Stolz und Selbstachtung. Aber in stilleren Stunden, in Tagen, da wir uns gern vom Lärm und vom Großen abkehren, erwacht in uns die Sehnsucht nach dem Mitmenschen, nach der Arbeit der Hand, die vom Kopf gelenkt und vom Fleiß, dieser Folge des Pflichtgefühls und der Rechtschaffenheit, geübt wird. Wenn wir auch in fast bangem Staunen und hingerissen ohne Zeitgefühl zusehen können, wie sich glänzende Stahlarme, von denen das Öl tropft, gigantisch bewegen, wie Riesenräder von vielen Tonnen Gewicht sich mit schnurrenden Treibriemen drehen, wie Räder rasen, Kolben stampfen, Klappen zischen und Gluten unter Riesenkesseln brüllen, bis endlich irgendein glitzerndes, kunstvolles Maschinchen mit tausend harten Schlägen in der Minute Metallstückchen stanzt, schleift, prägt, Seifenstücke schneidet und preßt oder bunte Seidenfäden zu märchenschönen Stoffen webt, so wollen wir doch manchmal in der Werkstatt dem zusehen, aus dessen Händen doch alles gekommen ist. Ob es nun Binder sind, die um ein sauber gefügtes Faß gehen und die Reifen antreiben, oder Kupferschmiede, die rote Kessel hämmern, oder Schuster, die gespitzte Holzstiftchen in die Sohle schlagen, das ist alles gleich sehenswert und schön in seiner Art.

Ach, du fröhliches Geräusch des Handwerkes in der kleinen Stadt! Wenn im hellen Sonnenschein die Schwalben über die Giebelböcher flogen, standen die Türen der Werkstätten offen und die verschiedenen Stimmen der Arbeit machten die Straße lustig und belebt. Der Glaserbub mit der grünen Schürze trug die Scheiben dem Meister nach, der Spengler klopfte dröhnendes Blech, der Schmied feilte, der Tischler hämmerte und vom Steinmetzplatze kam der

helle Klippschlag von Eisen auf Stein. Drüben am gestauten Bach standen die Lohgerber am Wasser, sonntten die Färber ihre Regenbogenarme. Weißbestaubte Mühlknechte luden die schweren Säcke ab beim Bäcker, der unter der goldenen Brezel, die im Wind schwankte, behäbig mit Schlapfen und langer Pfeife seiner Ruhe nach arbeitsamer Nacht genoß. In der kleinen Druckerei an der Ecke konnte man durchs Fenster sehen, wie flink die Setzer mit Ahle und Winkelhaken hantierten, und daneben stand noch ein niedriges Häuschen, in dem der Wagner wohnte und aus den vielen Holzstämmen, die mit spiralig geschälter Rinde zum Trocknen an der Hauswand lehnten, Räder und Deichseln machte, eine feinere Arbeit als die der Bauzimmerleute, die von dem auf Holzböcken ruhenden Stamm mit dem breiten Schlichtbeil dünne Blätter hieben, bis der viereckige Balken fertig war, so wie es die mit der Rötelschnur gezogenen Linien verlangten. Ich weiß sehr wohl, daß es dies alles auch in der großen Stadt gibt, aber es liegt nicht alles so hübsch nahe beisammen, man muß es da und dort suchen, wenn man es sehen will, und man hat keine Zeit, nicht wahr? Nur ein kleiner Bub kann von einer Werkstatt in die andre laufen und dem lieben Herrgott den Tag wegstehlen. Später fällt ihm dann mit Freude ein, daß er nicht umsonst am Amboss beim Schmelzofen und am Tisch mit der leuchtenden Schusterkugel gestanden hat. Und wenn der Gewinnst nichts andres wäre, als das Sprüchlein auf dem Bierglas eines Goldschmiedgesellen, so wäre er immer noch der Rede wert:

Ich lieb, was fein ist,  
Wenns auch nit meyn ist.  
Wenn ichs auch nit haben kann,  
Hab ich doch meyne Freude dran.



Und wenn einer gar nicht verstehen will, was am Handwerk ist, dann soll er einmal ein echtes Bildgewebe oder einen Perser Teppich mit einem fabrikmäßig erzeugten Stück, einen Spitzenkragen, der aus der Hand der Klöpplerin kam, mit einem von der Maschine gearbeiteten vergleichen. So schön und exakt ein Triebwerk arbeitet, es kann nicht schaffen, was die Hand, die ihre Arbeit liebt und wohlgeübt ist, aus rohem Stoff zu einem Wesen macht, das seine eigene, von einem Menschen gewollte Gestalt hat.

Alle müssen wir dem Handwerk dankbar sein, dem „ehrsamen Handwerk“, wie es zu Recht heißt, und müssen wünschen, daß es nicht untergeht im schrecklich ausgleichenden Strom der Zeit, die kalt und gefühllos ein Ding wie das andre haben möchte und einen Menschen wie den andern. Aber die große Egge mag wohl den Boden ebnen und gleichmachen; über das, was ihm entwächst, hat sie keine Macht. Die geschickte Hand und ihr ehrlich erworbenes Können wird niemals zuschanden werden, und tausend schöne Dinge, an denen wir unsre Freude haben, werden den ernähren, der sie schuf, und ihm die hohe Achtung erhalten, die er verdient, lebend von seiner Hände Werk.

Der Vater stammte aus Münster in Westfalen, die Mutter aus Eupen bei Aachen. Der Urgroßvater meines Vaters war 1789 aus Frankreich eingewandert, die Vorfahrenreihe meiner Mutter führte nach Jülich und Löwen. Da wir die freien Tage des Sommers häufig bei Verwandten in der Rheinprovinz, in Westfalen, ja auch in Belgien und Holland verbrachten, erfuhren wir viele Familiengeschichten aus alter Zeit, von denen ich einige hierhersetzen will.

Auch damals hatte man mit den Russen zu tun, wenn sie auch als „Freunde“ das Land überschwemmt, und noch mehr mit den Franzosen der großen Armee. Meine Großtante und meine Großmutter haben als kleine Mädchen die Kosaken durch die Straßen der stillen Bischofsstadt Münster in Westfalen reiten sehen. Aus dieser Zeit stammt eine Geschichte, die ein paar hübsch in Gold und blauen Stahl gearbeiteter Pistolen erzählt. Sie stammen von einem französischen Zahlmeister, der im Hause meines Urgroßvaters wohnte und durch sein liebenswürdiges Wesen wohlgelitten war. Bei seinen Abrechnungen mit den Lieferern der Besatzung verspätete er sich, und eines Morgens kamen Kosaken ins Haus und nahmen ihn gefangen. Die kleinen Mädchen weinten, als sie sahen, wie der von ihnen so geliebte, freundliche Gast roh beim Kragen gepackt und hinausgeführt wurde. Der napoleonische Offizier aber achtete dieser unritterlichen Art seiner Verhaftung gar nicht, wandte sich noch einmal um und sagte mit vollendeter Höflichkeit zu meiner Urgroßmutter: „Verzeihen Sie, Madame, daß ich



Ihnen und Ihrem Hause so viele Angelegenheiten bereite. Ich möchte nur bemerken, daß in meinem Zimmer auf dem Kamin zwei scharfgeladene Pistolen liegen. Geben Sie, bitte, acht, daß Ihre Kinderchen nicht daran kommen!“ — Vor diesem kleinen Kriegserlebnis war noch etwas andres geschehen. Meine Urgroßmutter hatte jene unheimliche Gabe, die man in Westfalen mit dem Wort „Kieken“ (Schauen) und sonst wohl als „zweites Gesicht“ bezeichnet. Damals geschah es, daß sie oft nachts aus dem Schlafe auffuhr und behauptete, es säße jemand auf der Bodentreppe und trommle. Einige Zeit nachher wurde wirklich ein Trommler im Hause untergebracht, dem der Dachboden als Schlafstätte zugewiesen wurde. In einer der ersten Nächte kam der Mann angeheitert nach Hause, stürzte die steile Treppe hinunter und brach sich den Hals. Seither hatte das nächtliche Trommeln, das den Unglücksfall vorauskündete, ein Ende.

Ein bunter Steindruck, ein Mädchen in blauem Hängekleidchen als Schäferin darstellend, ist das Bildnis einer Urgroßtante, die Gutsbesitzerin in der Nähe von Jülich war. Eines Tages erhielt sie ein ganzes Bataillon russischer Fußsoldaten als Besatzung. Der Oberst hielt sehr strenge Mannszucht, und man hatte sich über die fremden Soldaten nicht zu beklagen. Sie halfen sogar wacker bei den Erntearbeiten mit und taten niemand etwas zuleide. Am Morgen nach dem Abmarsch des Bataillons entdeckte die Hausfrau aber mit Entsetzen, daß der ganze Besitz an Silberzeug verschwunden war, und das war bei dem damaligen hohen Wert des Silbers ein schwerer Schlag. Die entschlossene Frau besann sich aber nicht lange, ließ einspannen und fuhr dem Bataillon nach. Im ersten Kastorte angelangt, ließ sie sich beim Obersten melden und brachte ihre Beschwerde vor. Der Offi-

zier hörte sie mit größter Höflichkeit an, gab einem Adjutanten einen leisen Befehl und begann dann ein längeres allgemeines Gespräch, das die aufgeregte und ängstliche Frau kaum zu ertragen vermochte. Nach einiger Zeit aber erschien wieder der Adjutant, und sogleich bot der Oberst meiner Urgroßtante den Arm und führte sie in den Hof. Dort stand das Bataillon vollkommen marschbereit in breiter Aufstellung. „Tornister ausleeren!“ befahl der Oberst, und augenblicklich bedeckte sich der Boden mit dem bunten Inhalt des Soldatengepäcks. Da und dort blitzte es auf, und in fünf Minuten war das ganze Silberzeug gefunden und der Bestohlenen übergeben. Zehn oder zwölf Mann standen schreckensbleich abseits, die leeren Tornister in den zitternden Händen. Die Tante bedankte sich überschwenglich und wollte gehen. „Pardon, Madame,“ sagte der Oberst kühl. „Sie werden die Güte haben, der Exekution beizuwohnen!“ — „Welcher Exekution?“ fragte sie bebend. „Diese Leute werden sofort erschossen,“ antwortete ihr der Oberst. Die Frau wurde fast ohnmächtig vor Schrecken und tat schließlich einen Fußfall, um die armen Teufel zu retten. Aber alles, was sie erreichte, war die Erlaubnis, ihr Silberzeug zu verpacken und wegfahren zu dürfen. Auf dem Heimweg hörte sie das kurze Gekrache des Abteilungsfeuers, mit dem das Urtheil des Obersten vollzogen wurde.

Eine sonderbare Geschichte knüpfte sich an das Wachsbild eines Verwandten, der unter dem Namen „Onkel Klemens“ weiterlebt, obwohl er natürlich ein Urgroßonkel ist. Das kleine halberhabene Brustbild zeigt ihn als noch jungen Mann mit frischem, etwas spöttisch blickendem Gesicht, in der grünen, rotausgeschlagenen Uniform der bischöflichen Offiziere von Münster, mit goldgerändertem Dreispitz, Zopf, weißer



Weste und einem Busenstreif aus Spitzen. Zur Zeit, in der er als Offizier in der kleinen Truppe des Kirchenfürsten stand, geschah es, daß auf einem der Friedhöfe von Münster allnächtlich ein Gespenst erschien, das durch klagendes Heulen und Kettenrasseln jeden, der sich der Stätte der Toten näherte, in eilige Flucht jagte. Der Bischof, der offenbar kein Freund abergläubischer Strömungen war, gab den Befehl, es müsse fortan einer seiner Offiziere auf dem Friedhof Wache halten, um dem Geist gegebenenfalls ordentlich zu Leibe zu gehen. Die erste Wacht traf unsern Onkel Klemens, der sich mit zwei langen Keiterpistolen, die er mit grobem Schrot geladen hatte, hinter einem alten Grabstein auf die Lauer legte. Als es vom Lambertiturm, an dem in drei eisernen Käfigen die Gebeine Jans van Leyden, Knipperdollings und Krechtings zur Erinnerung an die kurze Herrschaft der Wiedertäufer moderten, dröhnend die zwölfte Stunde schlug, erschien eine lange weiße Gestalt zwischen den Gräberreihen, die sich bald da, bald dort an den Denksteinen etwas zu schaffen machte. Der Offizier wartete ruhig, bis die Gestalt ihm nahe gekommen, und rief dann mit lauter Stimme: „Steh, Kerl, oder ich schieße!“ Das Gespenst sprang augenblicklich mit langen Säßen davon, aber ein Doppelknall, der ihm beide Waden mit Hasenschrot spickte, brachte es zum Sturz. Die in der Nähe wartende kleine Abteilung kam nun herbeigelaufen, und beim trüben Schein einer Laterne erkannte man in dem Friedhoffschreck einen Glockengießer, der mehrere Erzplatten und Verzierungen von Gräften bei sich hatte und auch eingestand, schon öfter seinen Fußbedarf von den Gräbern bezogen zu haben. Ob dem „Onkel Klemens“ für seine That irgendeine Auszeichnung zu teil wurde, weiß man nicht.

Da schon so viel von Pistolen die Rede war, möchte ich noch eine andre Geschichte aus den alten Tagen meiner Sippe erwähnen. Einer meiner Verwandten hatte zu Anfang des 19. Jahrhunderts auf dem Prinzipalmarkt in Münster einen großen Tuchladen. Seit längerer Zeit bemerkte er, daß aus einer Lade kleinere und größere Geldbeträge in wiederholten Angriffen gestohlen wurden. Trotz der größten Wachsamkeit gelang es nie, den Dieb zu fassen. Natürlich fiel auf verschiedene Leute des Hausstandes der Verdacht, diese Diebstähle ausgeführt zu haben, und so mancher wurde in aller Stille anscheinend grundlos entlassen, ohne daß man es wagen konnte, ihn geradewegs zu bezichtigen. Nur ein im Hause alt gewordener treuer Diener kam außer Betracht, und niemand dachte auch nur einen Augenblick an die Möglichkeit, daß dieser vielerprobte, brave Hausgenosß der Täter sein könne. Er war es im Gegenteil, der stets noch bekümmert als sein Herr erschien und getröstet werden mußte. Bei Beratungen, wem man solches zutrauen könne, war er stets anwesend, und seine Ansicht, wessen Entlassung dem Unwesen ein Ende bereiten würde, drang meist durch. Da aber trotz vielem Wechsel die Diebereien kein Ende nahmen, verfiel der Herr des Hauses auf ein einfaches, aber gutes Mittel, den Dieb zu erwischen. Er legte, ohne jemand einzuweisen, eine blindgeladene Pistole mit gespanntem Hahn in die Lade, an deren Abzug eine Schnur so befestigt war, daß beim unberechtigten Öffnen und Aufziehen der versperrten Lade der Schuß losgehen mußte. Am selben Tage schon trat der Erfolg ein. Just während des Mittagessens, als die Hausfrau gerade fürsorglich die dargereichten Teller mit Suppe füllte, krachte der Schuß, und als man ins betreffende Zimmer lief, stand zwischen den Trümmern der Lade



und verstreuten Talern schlotternd und bleich der alte treue Diener, den endlich sein Geschick ereilt hatte.

Aber nicht alle Dinge erzählen von solchen für die Beteiligten mehr oder minder aufregenden Begebenheiten. Es sind auch Sachen aus friedensvollen und ruhigen Tagen darunter. Geschliffene Gläser aus farbenfroh leuchtendem Glas, mit eingätzten Widmungen, Gefäße, aus denen Lippen tranken, die längst zu Erde geworden sind; eine alte schöne Porzellanpfeife mit kunstvollen Beschlägen und einem Kleingemälde, das Christi Himmelfahrt vorstellt; ein silbernes Trompetchen, das für einen Kindermund bestimmt war, und was dergleichen Schnurrpfeifereien mehr sind. In ungezählten Familien finden sich solche kleine Heiligtümer, und an vielen von diesen Andenken hängen Geschichten, darunter ungezählte, die vielleicht anregender wären als die vorstehenden.

Es gibt noch andere, die einen kaum merkbaren Duft nach verschollenen Wohlgerüchen haben und von zärtlicher Einfachheit sind. Aber diese sind gerade nur für die Nachkommen der lieben Menschen, die sie erlebten, bemerkenswert, und jeder von uns hat wohl eine gewisse Scheu, öffentlich den Schleier zu lüften, der lange begrabene Herzensangelegenheiten bedeckt. Auch alte Bilder können ihren Ausdruck verändern, können zustimmend oder drohend blicken — je nachdem. „Es ist nicht alles tot, was begraben ist,“ sagt man in Westfalen, und das ist sicher wahr.

Die jetzige Zeit aber ist so recht geeignet, an Kinder und Kindeskinde zu denken und ihnen ein paar Andenken aus den schweren Tagen, in denen wir, ihre Ahnen, jetzt leben müssen, zu sammeln als Freunde für Stunden der Erinnerung. Sie sind später einmal von unschätzbarem Wert. Es

ist vielleicht anmaßend, die Welt nach sich selbst beurteilen zu wollen, aber für mich ist der „alte Kram“ aus den Tagen, da der Urgroßvater die Urgroßmutter nahm, ganz unersetzlich teuer, und ich möchte keinen dieser vertrauten Gegenstände missen. Denn aus solchen Andenken sprechen Menschen, deren Blut in unsern eigenen Adern fließt und die durch geheimnisvolle Ströme uns nahe sind, wenn unsre Hände etwas halten, was ihre lieben Hände hielten. Es ist, als kämen wir der unfaßbaren und göttlichen Idee der Unsterblichkeit in den Augenblicken so seltsamer Verbindung, die über Tod und Vergänglichkeit siegt, sehr nahe, besonders dann, wenn wir fühlen, daß vieles in uns weiterlebt, was einst das Herz derer bewegte, die uns liebten, ohne uns zu kennen.



Wasserfrösche — — — das Wort paßt ganz gut auf die kleinen Spitzbuben, die das Schwimmbad bevölkern, heute wie vor alten Tagen, da wir selbst noch unter ihnen waren. Wie ruhende Frösche hocken sie auf der steinernen Einfassung des Beckens, bereit, beim Herannahen eines Feindes ins Wasser zu hüpfen; wie ihre grünen Namensvettern liegen sie regungslos, mit ausgestreckten Beinen im Wasser, sitzen auf dem schwimmenden Balken und tauchen plötzlich mit einem lauten Plumps in die Tiefe. Und ihre blauen und braunen Augen leuchten in der strahlenden Mittagssonne goldig und hell.

Ich kann ihnen stundenlang zusehen, entschwundener Tage gedenkend. Ihr gellendes Kriegsgeschrei tut meinen Ohren nicht weh. Die Spritzkämpfe im seichten Wasser, die zum großen Ärger des Schwimmeisters täglich mit derselben Heftigkeit geführt werden, stören mich nicht. Mir macht es großen Spaß, die siegende Partei durch kleine Spenden zu neuen Taten aufzumuntern, und die Geschlagenen, die vor den funkelnden Tropfen, die beißend die nackte Haut treffen, fliehen, ein wenig auszulachen. Ich stelle mich ganz öffentlich auf die Seite dieser lustigen Störenfriede, die wie berauscht von ihrem jungen Leben, der wachsenden Kraft und dem Sonnenschein sind. Auch habe ich gefunden, daß meine Art und Weise besser ist als die des dicken, brummigen Herrn, der jeden Tag Schlag elf in der Schwimmschule erscheint und nach kurzer Weile, blaubehost und würdevoll, den Kojen-

schlüssel am Schlußband, der Bank zustrebt, um das achtungsgebietende Gewölbe seines Leibes in Licht, Luft und Wasser zu baden. Er gibt gute Trinkgelder, und der Schwimmeister ist sein Sklave. Auf sein Geheiß verscheucht das schnapsduftende Oberhaupt des Bades die armen Frösche, die, scheinbar arglos blinzelnd, stets gerade die Bank besetzt halten, die der Dicke seit zwanzig Sommern mit seiner Fülle beschwert. Kein Erwachsener wagt es, nach elf Uhr auf diesem Platz zu weilen, den ein sonst beim Schwimmeister in Aufbewahrung befindliches Kissen mit der Inschrift: „Ruhe sanft!“ als eressenes Gut bezeichnet. Die Buben weichen der brüllenden Gewalt und zerstreuen sich, Rachedurst im Herzen, und warten geduldig, bis der grimmige Thronräuber in leichten Mittagsschlummer fällt. Die Bank steht nahe am Wasser. Aber so viel Platz findet sich immer noch zwischen Wasser und Bank, daß eine Reihe von zehn Knirpsen sich niederkauern kann. Leise zählt der Anführer bis drei — mit ohrenzerreißendem Geschrei und lautem Klatschen wirft sich die ganze Reihe in die aufspritzende Flut, den Schläfer mit einem dichten Schauer eiskalter Tropfen überschüttend, so daß er wie der von Furien gejagte Drest wehklagend aufspringt, verwirrt und erschrocken, unfähig, die namenlose Wut, die ihn erfüllt, in Worte zu kleiden. Er kann nur nach Luft schnappen und den Buben zusehen, die sich mitten im tiefen Wasser wie Delphine tummeln und vergnügte Gesichter schneiden. Der fluchende Schwimmeister tut sein möglichstes, schreit, schüttelt die Fäuste gegen Himmel, als wollte er die Rache der Götter herabrufen, und wischt vergeblich das durchnäßte Schlummerkissen ab. Und in seinen von leichtem Säuferwahn umschleierten Augen ist die reinste Schadenfreude zu lesen. Seine Versuche, einen der Missetäter zu



fangen, sind so offenkundig ungeschickt und von solchem Jubel der Verfolgten begleitet, daß ich den Dicken als elenden Menschenkenner bezeichnen muß, der solch augenfälligen Geheimbund nicht zu durchschauen vermag.

Überall liegen sie in der Sonne und braten. Den Anfängern schält sich die gerötete Haut von Rücken und Armen; aber die Schmerzen des Sonnenbrandes, die den Erwachsenen namentlich nachts in der Bettwärme peinigen, scheinen sie gering zu achten. Keiner von diesen Kleinen, rotgekochten Krebsen ächzt so wie der Unglückliche, der, auf dem Wassertreppchen stehend, seine purpurglühende Glaze mit nassen Händen kühlt; sie werden schmerzlos in die Farbe ihrer Sehnsucht, in ein tiefes Goldbraun gefleidet, wie junge Javaner. Die großen Kindsköpfe erreichen dies lockende Ziel nur unter heißen Qualen der Häutung. Wie zu Tode erschöpft kriechen sie nach kurzer Zeit in die kühlenden Schatten der Ankleideräume, um dann ängstlich, Brust und Arme mit Wasser benetzend, in die grüne Flut zu steigen, während die braungebratenen Frösche plötzlich aufspringen, in langen Sätzen das Sprungbrett hinaufrennen, um in schönen Hechtsprüngen, schlank und mit durchgebogenem Kreuz, wie Pfeile in die Tiefe zu sausen. Prustend und lachend tauchen sie in weiter Ferne wieder auf, wenn sie es nicht vorziehen, unter dem Wasser schwimmend einen andern am Bein hinunter zu ziehen oder dicht vor bedächtigen Schwimmern mit Goldbrillen spuckend und spritzend emporzuschellen. Mit gräßlichem Gequiek entfliehen sie dem Stärkeren, der sie zu tauchen droht, oder spielen mit Naturtreue den Ertrinkenden zum Entsetzen Unerfahrener, dem Schwimmeister, der seine Vögel kennt, ein kurzes Stoßgebet entlockend, das wie „Verfluchte Lausbuben!“ klingt. Groß ist der Jubel, wenn ein

Freund erscheint, der blanke Kreuzer oder gar Nickelstücke ins klare Wasser wirft, nach denen alle zugleich tauchen, oder der Preise für den aussetzt, der einen weit hinausgeschleuderten Porzellanteller unter dem Wasser schwimmend erhascht, bevor der langsam Sinkende den Grund berührt. Es ist eine Freude, zu sehen, wie geschickt und behend sie sich im Wasser bewegen, wie sie in langen Stößen den Grund erreichen und grünblasse Arme ausstrecken wie junge Tritonen.

Erwachsene Schwimmschulfreunde werden stets aufs freudigste begrüßt. Sie allein sind imstande, einige Zucht aufrecht zu erhalten, und nur ihnen ist es gestattet, straflos unerfahrene Frösche, die am Rande des Beckens oder gar auf einem der Sprungbretter stehen, mit einem leichten Stoß ins kühle Naß zu befördern oder schlummernde Zwerge an den Beinen aufzuheben und mit einem kräftigen Schwung ins Wasser zu werfen. Derartige Scherze soll nur einer, der bei den Buben nicht beliebt ist, versuchen. Er wird bald einsehen, daß es für ihn besser ist, darnach anderswo baden zu gehen.

Zwistigkeiten werden in der Regel im Wasser ausgefochten, und meist erläßt der einstweilen „wassertretende“ Herausforderer mit kräftiger Stimme eine Ladung an den Gegner, dem ein ungeschriebenes Ehrengesetz gebietet, alsogleich ins Wasser zu springen und mit tapferem Schnauben und kampfesmutig zum Zweikampf zu eilen; bei diesem Kampfe handelt es sich hauptsächlich darum, den Feind zu „tauchen“, das heißt, ihm einige Male den Kopf unters Wasser zu drücken, wobei mit den Füßen ordentlich nachgeholfen werden kann. Der Schwächere wird nach einigem Widerstand, und wenn er eine genügende Menge Wasser geschluckt hat, in hastigen Stößen die Flucht ergreifen, zur Schande seiner und zur Freude der gegnerischen Heldenschar. Der Schwimm-



meister pflegt solche Kämpfe mit heimlichem Schmunzeln zu verfolgen und behöhnt den Unterlegenen. Denn fast alle diese Buben haben bei ihm, wie Fische an der Stange hängend, schwimmen gelernt und sind, allmählich dem Tragurt und dem eintönigen „Eins — zwei, drei!“ entwachsen, auf dem Wege der Kurzen und der langen Leine Freischwimmer geworden. Solche Freischwimmer, die fortan ohne Aufsicht im tiefen Teil des Wassers baden durften, hatten in den zwei Schwimmschulen meiner Heimatstadt besondere Vorrechte: in der einen durften sie einen versilberten Anker am Hut, in der andern — wenn ich nicht irre — eine feuerrote Schwimmhose tragen, und es wurde damals sorgfältig darauf geachtet, daß nicht Unwürdige sich dieser Ehrenzeichen bedienen. Die sonstigen Belobungen des Lehrers waren meist Kurz und bündig und der feuchten Umgebung angepaßt. Am Ende der Lektion hieß es: „Bravo! Wie a junge Anten!“ oder: „Wie a Seejungfrau!“, während Angstliche, die an der Stange schrien oder aus Furcht keine Bewegung machten, erbarmungslos untergetaucht wurden, um gleich darauf unter dem heuchlerischen Ausrufe: „Jessas, der ersauft ja schon!“ emporgerissen zu werden. Dieses Verfahren, so roh es aussieht, war das einzig richtige, denn es führte dem Feigling die Nutzlosigkeit seiner Hilferufe drastisch zu Gemüte. Selbstredend kam noch besonders der Hohn der ganzen Meute dazu, und Widerstand in entkleidetem Zustande ist sehr aussichtslos, zumal wenn die andern sich der Handtücher als Waffe zu bedienen wissen, deren Spitzen sich höchst empfindlich gegen die Haut schnellen lassen. So schön wie früher sind die Zeiten freilich nicht mehr. Wo findet man noch einen Schwimmer, der einen sogenannten „Lebenswecker“ für „Rheumatiker“ besitzt, aus dem man mittels eines

Gummiband des dreißig Nadelspitzen springen lassen kann? Wo sind die längst von Korkgürteln abgelösten Schwimmblasen geblieben, auf die man sich mit einem nicht gerade edlen Körperteil fallen ließ, wenn der Besitzer sie achtlos beiseite legte, so daß sie mit furchtbarem Knall zersprangen. Oder fällt es heute noch den Häuptlingen jugendlicher Indianerstämme ein, sich in wohlverschlossener Ankleidekammer in den Kriegsfarben der Comanchen und Chepewyos zu bemalen und auf einmal, wandelnden Regenbogen vergleichbar, hoch oben auf der „Kanzel“, dem höchsten Sprungbrett, in vornehmer Haltung aufzutauchen, zur rasenden Begeisterung der geringeren Krieger, und dann, den Verfolgern bis zum letzten Augenblicke trotzend, von sechs Meter Höhe ins Wasser zu springen, so daß die Flut sich alsbald rot-, gelb- und blauwolkig färbte? Nachträgliche Hiebe konnten die herrliche Tat nicht mehr verdunkeln oder den unermesslichen Ruhm schmälern. Wahrscheinlich gibt es jetzt andre Lustbarkeiten. Aber wenn man auch ein Freund der Buben ist, ein richtiger Eingeweihter kann man nicht mehr sein. Das Alter zieht unüberschreitbare Grenzen, und in die Zuneigung der Kleinen Freunde mischt sich zu viel trübselige Achtung. Man kann wohl auf Stunden wieder jung werden inmitten der fröhlichen, leichtfüßigen Schar, kann mit künstlerischem Behagen dem anmutigen Spiel gertenschlanter Glieder und biegsamer, jugendschöner Körper zusehen. Aber mitzutun, das kann man nicht mehr recht. Die vielen Gifte des Lebens haben den alternden Leib schwerfällig und steif gemacht, den frischen Wagemut mit bedächtiger Vorsicht beschwert, und die Sorgen und Widrigkeiten des Alltags haben die reine Freude und unschuldige Lust mit tausend Wespenstacheln getötet. Nur zusehend können wir noch einmal jung



werden unter den Jungen, und lächeln, wenn es auch ein bißchen wehmütig ist; es tut doch wohl. Denn das Herz ist noch nicht so alt geworden.

Ja, es ist eine Herzensfreude, diese Fülle von Lebenslust und Warmblütigkeit, die sich da an kühlen Wassern und leuchtender Sonne erquickt, zu beobachten. Diese jungen Körper sind meist noch schön, frei von entstellendem Gebrest und den Spuren der Vergänglichkeit. Und, weiß Gott, ich habe die Entrüstung gewisser Menschen nie begreifen können, die laut wurde, wenn ein paar von den Buben vergaßen, daß sie splitterfasernackt seien, und einander nachliefen, die zusammengedrehte Schwimmhose als Keule schwingend. Diese verdächtigen Schnüffler sind zwar nicht oft in Schwimmanstalten zu treffen, da sie selten baden, aber wenn ich so einen Kerl sehe, der an den unschuldigen Kleinen, ob sie nun leben oder in Stein gehauen sind, Argerniß nimmt, muß ich immer an den Jünglingsverein denken, der an Friedrich den Großen die untertänige Bitte stellte, das öffentliche Baden, als zur Unsittlichkeit reizend, zu verbieten. Der alte Fritz sendete das Gesuch zurück und an den Rand hatte er geschrieben: „Heuratet, ihr Schweyne!“ ...

Eines Tages war ich unlustig aufgestanden und saß mit einem eigentümlich dumpfen und gleichgültigen Gefühl vor dem sonst so geliebten Frühstück. Und gerade heute gab es etwas, auf das wir uns alle gefreut hatten. Tags vorher war aus der rheinischen Heimat meiner Mutter ein Faß „Seim“ gekommen, auch „Apfelkraut“ genannt, ein dunkelrot-braunes, dickes Mus, das man dort aus den Äpfeln bereitet und auf dem Butterbrot isst. Aber an diesem düsteren Wintermorgen fesselte mich weder der Kaffee noch das köstlich bestrichene Weißbrot. Man nahm an, daß ich mir den Magen verborben hätte, und da ich auf Befragen antwortete, es ginge mir ganz gut, ließ man mich mit meinem Känzel in die Schule wandern. Aber je weiter ich ging, desto schwerer wurden mir die Füße. Die Abwechslung der Schaufenster, in denen es so viel zu sehen gab, hatte für mich alle Anziehung verloren, und als ich endlich matt und übelgelaunt das Schulzimmer betrat, setzte ich mich gleich in meine Bank und verfiel in eine Art von gedankenlosem Brüten. Auch als unser alter Lehrer Martin Spechtenhauser mit seiner gestickten Reisetasche hereinkam, in der er stets Äpfel, Birnen und Nüsse von seinem kleinen Landbesitz in die Schule mitbrachte, um Belohnungen auszuteilen, sah ich kaum auf und hörte seine Fragen und die Antworten der Schüler nur traumhaft und wie aus weiter Ferne. Meine Blicke waren auf eine große Landkarte gerichtet, deren farbige Grenzlinien in seltsamer und unheimlicher Weise durcheinander zu fließen schienen wie geschlängelte Würmer, die sich bewegen. Mein



Blick vermochte sie nicht in ihre sonstige Ruhe zu bannen, und mein Kopf begann während dieser nutzlosen Anstrengung heftig zu schmerzen. Da stand plötzlich der alte Lehrer mit seinem gütigen, bartlosen Gesicht vor mir, legte mir die kühle Hand auf die Stirn und sagte: „Büblein, du mußt nach Hause gehen, und der Hasßwandter soll dich begleiten.“ Willenlos erhob ich mich, der Kamerad half mir in den Mantel und in die Tragriemen der Schultasche aus geflecktem Seehundsfell, und dann trotteten wir beide die lange Hauptstraße bis zur Triumphpforte hinunter, und bald darauf lieferte der getreue Begleiter mich an unsrer Haustüre ab.

Und dann lag ich in einem Zimmer unsres Hauses, in das jene kleinen Kranken kamen, deren Trennung von den andern Geschwistern geboten schien. An den graugestrichenen Wänden blühten rotgrüne Rosensträuße in regelmäßigen Mustern, und den Mittelpunkt der Decke bildete eine Stuckverzierung. Dies alles war mir wohlbekannt, und um so grauenhafter erschien es mir daher, daß diese starren Dinge heute ein ebenso verdächtiges Leben verrieten wie die Landkarte. Der Zierat an der Decke verwandelte sich in eine grinsende weiße Fraße, und die Rosensträuße an den Wänden starrten mich als Chinesengesichter mit schiefgeschlitzten Augen an. Aber auch aus den dunkelnden Ecken des Zimmers schwebten große, körperlose Gesichter in endloser Folge an meinem Bett vorüber, bei schärferem Hinschauen zerfließend und immer wieder neu entstehend, Gesichter mit einem eigentümlich höhnisch-trostlosen, qualvoll-langweiligen und doch gräßlichen Ausdruck. Manchmal sah ich erwachend in das liebe Antlitz meiner Mutter, die irgend etwas zu mir sagte und mir ein Glas mit Mandelmilch oder Himbeersaft an die trockenen Lippen hielt, und hörte die Stimme meines Vaters. Alles,

was sonst mein kleines Herz erfreute, war versunken und gleichgültig geworden. Ich sah ohne Staunen, daß meine Hände mit roten Flecken übersät waren, aß ohne Geschmack irgend etwas, was man mir eingab, sah gedankenlos die Brillengläser unsres Hausarztes im Zwielflicht funkeln, beobachtete gleichgültig den nächtlichen knisternden Tanz der rötlichen Nachtlichtflamme und roch den brenzligen Dlgerruch des Glases, in dem der Docht auf einem kleinen, aus Blech und Korkstücken bestehenden Schwimmer flackerte. Alles mögliche sah ich in diesen Nächten: kleine Männer, die Fässer vor sich herwälzten, eine Eisenbahn, die immer wieder vorbeifuhr, ein Meer von aufgespannten Regenschirmen, die sich vorwärts bewegten. Und das Peinigende daran war, daß man diese Bewegungen nie bis zum Ende verfolgen konnte. Immer fing es wieder von vorn an, und nie war ein Abschluß zu finden. Und der einzige tiefe Trost in dieser Gedankenwüste war das mühselige Erkennen der Mutter, die zu allen Stunden des Tages und der Nacht an meinem Bette saß und unermüdlich den Fieberspuß scheuchte, bis die Mafern vorüber waren und das Denken immer klarer und freudiger wurde.

Das war die erste große Krankheit meines Lebens, an deren Einzelheiten ich mich genau erinnere. Sie werden sich wohl nicht wesentlich von solchen anderer Menschen unterscheiden, wenn auch der Rahmen des Erlebnisses bei jedem anders ist. Aber nie kann ich das Zimmer mit den Rosensträußen und die Fiebergesichter vergessen, die sich auch später wiederholt eingestellt haben und mir auch dann über Länder und Meere nachfolgten, als mich einmal im Morgenland schwere Krankheit befiel. Diese bösen Gefährten aus banger Kindertagen fanden den Weg zu mir, wie sie ihn wohl zu



jedem finden. Denn sie lauern in Wahrheit beständig und warten in den tiefen Höhlen und Schächten des Erinnerungsvermögens. Vieles Gedenken an kleines und größeres Ungemach des Leibes, an die ersten bösen Bekanntschaften mit den winzigen Feinden der Gesundheit und des Lebens verbirgt sich da und erscheint erst wieder im Bewußtsein, wenn eine gleiche Empfindung oder gar ein Geruch sie hervorzaubert. Gerüche haben die größte Macht der Herausbeschwörung. Der süße Duft der trockenen Kamillenblüte, der Fettgeruch des Spermazets, der wilde Hauch von Thymian, der fast verschollene Karbolgeruch vermöchten ein Heer solcher alter Krankheits-erinnerungen auszulösen. Und wem von uns fällt beim Anblick der Auslage eines Ladens, in der vernickelte ärztliche Instrumente blitzen, nicht das einstige Elend der Zahnschmerzen ein? In meiner Jugend gab es nur eines: Heraus mit dem Zahn! Das kunstvolle Ausfüllen tauchte erst später auf und war in seinen Anfängen so qualvoll und dabei unsicher, daß sich die Menschen nur sehr langsam entschlossen, ihre Zähne der heute allgemein üblichen segensreichen Arbeit der Erhaltung zu unterziehen. Aber damals sah man der langsamen Vernichtung eines Backenzahnes völlig ergeben und untätig zu. Stellten sich Schmerzen ein, dann versuchte man mittels eines in Rum getauchten Wattebäuschchens eine Art Betäubung des Nerven zu erzielen oder rieb sich die geschwollene Wange mit einem Gemisch von Bilsenkrautöl und Chloroform ein, bis man endlich, wenn der Schmerz unerträglich wurde und schwere Eiterungen drohten, sich entschloß, den Zahn reißen zu lassen. Und auch dies geschah in kleineren Städten und bei alten Ärzten damals noch häufig mit dem „Haken“ oder „Schlüssel“, einem grausamen, oft den Kiefer sprengenden Marterinstrument.

In meinem Elternhause gab es für das Zahnreißen oder vielmehr für die tapfere Bereitwilligkeit zu diesem Eingriff eine bestimmte Gebühr, die aus einem Silbergulden und einem Teller Gefrorenem bestand. Trotzdem ich sonst nicht ängstlich war, konnte ich mich nur nach langem Kampf mit einer sehr begründeten Angst vor dem scharfen Schmerz zum schweren Gang entschließen, bei dem mich stets der Vater begleitete. Der Arzt, zu dem wir gingen, war ein alter Freund des Hauses, wohnte im Spital und genoß wegen seiner Fertigkeit im „Zahnbrechen“ großen Ruf. Ich weiß, daß ein armer Sünder, der zur Hinrichtung geführt wird, gewiß größere Angst empfindet, als ich sie fühlte, wenn ich an der Hand des Vaters durch die dämmrigen Gänge des alten Krankenhauses meiner Heimatstadt ging. Aber für mich war diese Furcht beklemmend genug. Der Arzt, der uns in sein großes Zimmer einließ und mich in den Marterstuhl hob, war ein kleiner, breitschultriger Mann von außergewöhnlicher Kraft. Sein rundes Gesicht mit dem kurzgestutzten Vollbart konnte aber so lieb und freundlich blicken, daß die Todesangst ein bißchen schwand. Und dann hatte er eine Anlage zu frommem Betrug, auf die man jedesmal hereinstiel. Er ging erst abseits, kramte ein wenig in einem Kasten herum und trat dann unbefangen, mit scheinbar leeren Händen auf den kleinen Leidtragenden zu. „Erst werden wir den Zahn einmal anschauen,“ sagte er milde, „ob man ihn wirklich schon reißen muß. Vielleicht ist es gar nicht notwendig.“ Vertrauensvoll öffnete man den Mund, ohne mit den nach aufwärts gerichteten Augen wahrnehmen zu können, wie die im Armel verborgene Zange in die Hand glitt. „Ach, das ist ja gar nichts!“ sagte er in tröstendem Tone, und im nächsten Augenblick brüllte man los. Da war es aber auch schon



vorüber, und erleichtert, mit Tränen in den Augen, sah man den bösen Zahn zwischen den Backen der Zange. Ich glaube, es gibt nichts Wundervolleres, als das solchem Schmerz folgende Mundauspülen. Für mich war es damals wenigstens ein unerhörtes Vergnügen, ein Gefühl unbeschreiblicher Er-lösung und Erleichterung, und ich wäre am liebsten eine Stunde lang geseffen, um immer wieder das mit einer roten Essenz gewürzte Spülwasser im Munde hin und her zu be-wegen. Aber dieser Arzt hatte sich noch eine besondere Freude für Kinder erdacht. Wenn man vom Stuhl heruntergeflet-tert war, durfte man sich aus einer Schublade einen Orden wählen. Der Doktor war in seiner freien Zeit ein eifriger Freund des Regels und hatte es in diesem Spiel zu großer Kunst gebracht. Die Gesellschaft, der er zu diesem Zweck angehörte, hatte für besonders gute Schübe Orden gestiftet, die zwei gekreuzte, lorbeerumgebene Regel aus vergoldetem Metall an bunten Seidenbändern aufwiesen. Da gab es grüne, rosa, schwarze, blaue, weiße und gelbe gewässerte Bänder, und die Wahl war schwer. War sie getroffen, dann wurde der Orden auf der Brust befestigt, und so geschmückt schritt man als Held an den wartenden Zahnkranken vorüber, die angstvoll jenem Augenblick entgegenbangten, den ihnen das vor kurzem vernommene Wehgeheul des nun Erlösten in lebhaftere Vorstellung gebracht hatte. Von hier aus führte der eben noch so düstere Hinrichtungsweg als heitere und lichte Straße bis zu einer am Ende enger Gäßchen gelegenen Zuckerbäckerei, mit der wir in beständigem Verkehr standen, weshalb ich dort eine Vorzugsschnitte von Haselnuß- und Vanillegefrornem bekam, von deren Größe sich ein jetzt leben-des Kind nicht einmal im Traum einen Begriff machen kann. In solchem Glücksgefühl war man dann auch damit einver-

standen, daß der Silbergulden zu andern Genossen in die Sparbüchse kam. Und der „gehabte“ Schmerz lag tausend Meilen weit im Lande Vergessen.)

Das ist so lange her! Mittlerweile hat mancher von uns das „Zahnweh im Herzen“ kennen gelernt, von dem Heine spricht, und mancher hat Orden bekommen, die höher geschätzt wurden als die lustigen Abzeichen der Regelbahn. Aber in Krankheitsnächten streicht keine zärtliche Mutterhand mehr über die heiße Stirn, und kein tröstender Vater begleitet uns auf schweren Wegen. Niemand geht mit uns als die Erinnerung an eine Zeit, in der uns alle Pforten des Paradieses offen standen, ohne daß wir es wußten, und deren ganze Leiden heute wehmütig lächelnde Erinnerung sind.



Ich sehe noch immer den grünen, mit zwei schmutzig-gelben Schimmeln bespannten Wagen vor mir, der vor vielen Jahren auf dürrer Heide am Saume der kleinen Stadt Halt machte. Er hatte die Form eines kleinen Eisenbahnwagens, richtige Fenster wie ein Bauernhaus, mit saubereren, weißen Vorhängen und einem eisernen Rauchfang. Zwei riesige sandfarbige Doggen, müde vom langen Laufen, streckten sich in den schmalen Schatten zwischen den Räderpaaren. Aus der rückwärts befindlichen Thür kam vorerst ein Mann in fleischrotem anliegendem Leibchen und weiter Samthose, hängte mit vieler Bedacht eine kleine Treppe ein und löste die mageren Säule von den Strängen, die alsbald am gelben Herbstgras zu rupfen begannen. Die Jugend der zunächst gelegenen Straßen hatte mit großer Schnelligkeit Nachricht von der Ankunft des Wagens erhalten und war vollzählig versammelt. Nicht ohne Neid sahen die abenteuerlustigen Buben durch die offene Thür in das Innere des netten, kleinen Wagenzimmers, das auf seinen Rädern durch die ganze Welt rollen konnte und in dem jetzt eine junge, fremdartig aussehende Frau mit zwei kleinen, lockigen Mädchen am Herd hantierte. Zwei Stunden später erschien, mit letzten Kräften von noch elenderen Mähren gezogen, ein hochgepackter Plachenwagen, unter dessen verwaschener Leinwand geheimnißvoll bunte und glitzernde Dinge hervorsahen. Zwei braune Kerle, die das Lastfuhrwerk begleitet hatten, machten sich alsbald an die Arbeit, und die mittlerweile stärker gewordene Zuschauermenge sah mit atemlosem Staunen ein

Ringelspiel entstehen, ein Ringelspiel, von dessen Holzpferden man mit stumpfen Dolchen nach lose befestigten Eisenringen stach. Auch ein Messingring war darunter, und wer den erhaschte, bekam für die Dauer der Fahrt eine Siegersfahne und durfte einmal umsonst das Roß besteigen.

Dieses Ringelspiel, das so viel Freude bereitete und die Beteiligung am Wettkampf gegen Erlag eines Kupferkreuzers ermöglichte, würde heute Spott und Hohn erregen. Die steifen Holzrößlein, braun mit gelben Flecken oder weiß mit blauen Kreisen, waren von lächerlich geringer Größe und hatten außerordentlich drollige Pferdegesichter. Gott weiß, vor wie langer Zeit sie geschlitzt und gelemmt worden waren. Das Ringelspiel wurde durch zwei oder drei halbwüchsige Gassenjungen gedreht, die sehr stolz auf ihre Tätigkeit waren und sicherlich nur sehr wenig für die Arbeit bekamen. Eine kleine Drehorgel pfiff in hohlen Tönen, als wäre sie krank, und manchmal kam die junge Frau aus dem Wagen, in dem die Kinder weinten, schüttelte eine große Schellentrommel und schlug mit den Handknöcheln darauf, oder es blickten ihre Augen zornig auf, wenn sie einen barfüßigen Buben sah, der während der Fahrt aufgesprungen war, auf das schlechte Gedächtnis des einsammelnden Mannes rechnend. Dann lief sie wohl, in einer unbekanntem Sprache schimpfend, dem Frevler im Kreise nach und zwang ihn mittels eines „Spanischen“, den widerrechtlich bestiegenen Sattel schleunigst zu verlassen.

In späteren Tagen fand sich noch eine kleine Bude ein und dann ein sehr großes Zelt, dessen Inhalt mehrere Fuhrwerke füllte. In dem kleinen Leinwandhaus saß ein Mann, dem man gegen eine Eintrittsgebühr von zehn Kreuzern zusehen konnte, wie er über einem Glasgebläse verschiedenfar-



bige Glasstäbe an den Enden schmolz und auf einer Haspel zu glitzernden Fäden drehte, die wie bunte Seide glänzten. Auch fertigte er allerlei zierliche Gestalten an, Hirsche aus milchweißem Glas mit purpurroten Geweihen, lauchgrüne Vögel, mit gelben Perlen bedeckt, braune Bären, mit schwarzen Hermelinschwänzlein behängt. Er verkaufte Bologneser Tränen, dicke, durchsichtige Tropfen mit einem haardünn zulaufenden Ende, die knallend zu Staub zerbarsten, wenn man den Faden brach, genau so wie die runden, winzigen Flaschen, die ein einziger Nitzer mit Feuerstein in weißes Pulver zerstäubte. Auch die schwarzen Teufelchen, die nach Cartesius heißen, tauchten lustig in der wassergefüllten Röhre auf und nieder, wenn der Finger das Stückchen Kautschuk drückte, das oben schloß. In dem großen Zelt waren Wunderdinge zu sehen. Inmitten grell bemalter Wandflächen, die die Erstürmung des Malakow und eine Hinrichtung mit dem Fallbeil darstellten, öffnete sich der Eingang mit roten, goldbefranzten Vorhängen. An der Zahlstelle, die ganz aus Spiegelglas bestand, saß eine dicke Dame mit roten Backen und gelben Haaren in einem herrlichen ausgeschnittenen Kleid von meergrüner Farbe. Ein weißer Kakadu und ein grellbunter Urra, die rechts und links auf Stangen zwischen blechernen Futternapfen hockten, ließen unaufhörlich ihr ohrenzerreißendes Gekreisch hören, und ein schwarzbärtiger Mann mit einem pomeranzengelben Gürtel und in einer Samtjacke blies schmetternd die Trompete, um nach jedem Hornruf in heiserem Französisch den Inhalt seines „Panoptikums“ zu preisen. Immer wieder kehrte das Wort „Uego“ wieder, und keiner konnte es deuten.

Im geräumigen Innern des Leinwandbaues waren in der That prächtige Sachen zu sehen. Hinter Glasscheiben beweg-

ten sich kleine Gestalten. Draußen dröhnte, pfiß und klingelte ein ungeheueres Spielwerk, und aus dem Zwielicht im Innern sahen sich die hellbelichteten Puppen hinter den Glasplatten ganz seltsam an. Wie im Traum regten sie sich, ruckweise, manchmal zitternd, einem fremden Willen unterworfen in ihrem Scheinleben. Trotz des Lärmes, den die Papageien, der Ausrufer und das Orgelwerk machten, hörte man manchmal deutlich das feine Rasseln und Schnurren der Räder und Hebel, die alle diese Hände, Füße und nußgroßen Köpfe bewegten, die starren Puppengesichter mit den glozenden Augen drehen und neigten. Aufregende, rätselhafte Vorgänge waren hier dargestellt, Dinge aus einer großen Welt, die weit draußen lag, hinter den Bergen, die die kleine Stadt abschlossen wie ein unübersteiglicher Wall. Da sah man Sträflinge mit rasierten Köpfen, in halb rot, halb gelber Kleidung, zu zweien aneinander gefettet. Einer lag mit Stricken gebunden auf einer Bank, und ein Männlein in dunklem Soldatenrock mit zornigen Augen und gesträubtem grauem Schnurrbart hieb mit einer vielriemigen Peitsche auf den Liegenden ein, der manchmal schnellend den Kopf hob und den Mund aufklappte. Nur das Kinn war beweglich und schob sich zwischen den Backen nach abwärts, so daß die Mundöffnung fast rechteckig wurde. Ein häßlicher Sträfling stand, vom Aufseher und den rothosigen Zwergsoldaten ungesehen, vor dem Geprügelten, wippte in regelrechten Absätzen auf den Zehen und deutete mit ausgestrecktem Zeigefinger aushöhnend in das Gesicht des Gequälten. Gleich daneben war ein noch aufregenderes Bild: ein Taucher mit blankem Kupferhelm und den drei großen runden Gläsern, an Schlauch und Seil hängend, war auf dem Meeresgrund von einem abscheulichen Kraken gefaßt worden. Wie Schlan-



gen ringelten sich die ekelhaften Greifarme mit den Saugnäpfen um Leib und Glieder, und dicht vor seiner Brust öffnete sich zwischen zwei entsetzlichen gelbgrünen Augen das schnabelartige Maul des Ungeheuers. Man sah das Lichterspiel der Sonne im Wasser, sah den feinen grauen Sand des Bodens, die blutroten Korallenbäume, die dunklen Hummer und braunsilbernen Muscheln. Und dann war noch ein unvergeßliches, düsteres Bild: die Flucht eines blassen Menschen mit spitzer Nase und eingefallenen Wangen im Gewölbe eines Schwemmerinsels, den ein Heer von Ratten verfolgte, während ihm die trübe, schlammige Flut des unterirdischen Stromes bis an die Knie spülte. Keines der vielen Bilder, die noch zu sehen waren, machte auf den Knaben so tiefen Eindruck wie diese drei. Weder die grauenhaften Nachbildungen abgetrennter Köpfe aus Gips, noch der verwundete Turko, der röchelnd die Augen öffnete und schloß und mit wächsernen Fingern nach der breiten Wunde in der Brust griff, in der das Blut brodelnd stieg und sank, war von so unheimlicher Bedeutung, wie jene Gruppe aus der Tiefe, jene höllischen Traumbilder hinter den Scheiben. Buben fragen nicht gern nach solchen Sachen, aus Furcht, daß diese Stätte der Aufregungen durch elterlichen Nachspruch in die vielen andern verbotenen Paradiese eingereiht werden könne, die der Erziehung nachtheilig befunden wurden. Und so kam es, daß das geheimnisvolle Wort „Uego“, das der Mann im Samtflaus immer wieder rief, lange Jahre unbekannt blieb in seiner Bedeutung. Erst in viel späterer Zeit erschienen die schauerlichen Bilder wieder beim Lesen der Romane eines französischen Dichters, und der unverständliche Ausruf enthüllte sich als der richtig ausgesprochene Name Viktor Hugos.

Aus den Kindern, die damals mit heißen Wangen die lockende Welt der Kunstreiter und Schaubudenbesitzer bewunderten und Seide und Glitter für den Inbegriff irdischer Herrlichkeit hielten, sind längst Erwachsene und Ernüchterte geworden, und viele von ihnen werden das farbige und lebhafteste Bild unter dem Wust anderer Erinnerungen verborgen in sich tragen. Das Leben hält jedem, der nicht in der Enge des Alltags versauert, ein so reiches Bilderspiel vor Augen, daß die einzelnen Blätter eigener Erlebnisse fast verschwinden. Nur manchmal werden diese bescheidenen Erinnerungen, die durch den Glanz der „Variétés“ von heute und die Ausstattung der „Zirkuspantomimen“ übertäubt wurden, wieder lebendig, und die vertrauten Gestalten zeigen sich noch einmal.

In einem kleinen Ort, der nur als Bahnknotenpunkt einige Wichtigkeit hat, mußte ich vor Jahren infolge einer Zugverspätung und versäumten Anschlusses einen ganzen Sonntagnachmittag und -abend verbringen. Der Hauptplatz des Ortes lag still im Sonnenschein, die alten Giebelhäuser träumten in der Mittagsruhe, und blaugraue Tauben pickten auf dem Raakenkopfpflaster nach verlorenen Haferkörnern. Aus den Wirtschaften kam in dicken Schwällen jener gräßliche Geruch nach schlechtem Fett und Zwiebeln, und über den Dächern lag die Langeweile und schnarchte vernehmlich. Ein grüner Maueranschlag fesselte den Blick. Ein Zirkus! Die Vorstellung begann um zwei Uhr, und die Einladung an „den hohen Adel und ein verehrungswürdiges Publikum“ versprach durch die angefügte Aufzählung der einzelnen „Nummern“ herrliche Dinge. Mister Smith auf sechs ungesattelten Andalusier Hengsten, der berühmte Clown Joco, die Damen Arabella und Zemira und zum Schluß bei großer



bengalischer Beleuchtung der Todesritt Mazeppas, ausgeführt von Signor Miguel Brabantos-Elkinson. Der Sitz in der „Fremdenloge“ des jämmerlichen runden Zeltes verschaffte mir einen geradezu fürstlichen Empfang. Ein Stallmeister in schmutzig-rottem Frack, dem das Elend aus den Augen sah, wies mir mit vielen Verbeugungen den Platz an, und die zwei verblühten Mädchen, die in gelb- und veilchenfarbenen, flittergeschmückten Gauklergewändern und zweifelhaftem Werkzeug zu den Klängen der schwachen Musikbande vor dem Eingang tanzten, liebäugelten später vom Ausgang der Reitbahn aus. Der zweite Platz mit unbezifferten Bänken und die Brüstung waren dicht gefüllt, die besseren Sitze waren leer geblieben. Und mit einem blechernen Tusch, aus dem widerwärtig das Quietschen der Klarinette klang, begann die Vorstellung.

Wie traurig war dieser verlorene Sonntagnachmittag im Zirkus, der in der Ortschaft Halt gemacht hatte mit hungrigen Menschen und Tieren! Die Andalusier Hengste waren wie jene Pferde, die ich als Kind sah, arme Schindmähren, niedergerbrochen und mager. Mister Smith war der Stallmeister, der nach Absolvierung seiner Arbeit Hose und Frack über das Baumwollzeug streifte, Signor Miguel ein Schwindsüchtiger im letzten Zustand, mit Kirchhofsrosen auf den eckigen Backenknochen. Ach, und der Clown Joco! Ihn erkannte ich, ihn, den Freund meiner Kindheit, der im pluderigen Kleide so drollige Späße trieb, zwanzig weiße Spitzhüte mit dem Kopf auffing, in die unnahbar vornehme Schulreiterin verliebt war und vom Herrn Oberstallmeister klatschende Ohrfeigen erhielt. Ja — er war es; in seinem schmalen Gesicht hatte der Kummer gepflügt und tiefe Furchen gerissen, in seinen glanzlosen Augen war die Hoffnung er-

loschen. Kläglich hinkte er in der engen Reitbahn herum, denn sein rechtes, einst so gelenkiges Bein war oberhalb des Knöchels gebrochen und schief angeheilt, so daß es aussah wie Mephistos Pferdefuß. Ganz gespenstig klang es — wenn er traurigen Herzens seine alten Späße machte ...

„Herr Stallmeister! Hören Sie mal!“

„Was wollen Sie denn, Clown?“

„Kann ich hier ein bißchen Musik machen? Ja?“

„Gewiß können Sie das!“

Und dann spielte er auf seiner Geige, das verkrüppelte Bein über das andere schlagend: „Hab' ich nur deine Liebe ...“, bis ein meckernder Bogenstrich das alte Lied schrill beendigte, als hätte sein eigenes Herz laut aufgeschrien vor Gram. Die Leute jubelten und klatschten, und Joco verzog den breitgeschminkten Mund und machte trübselige Krachfüße mit dem zerstörten Fuß. Da verließ ich meinen Platz und ging. Heute meine ich, daß ich an diesem Tage den letzten Clown sah, den letzten wirklichen Zirkusclown der alten Schule.

Jetzt ist alles ganz anders geworden. Die Gaukler schämen sich des alten Flitterstaates und vergessen, daß es der falsche Glanz war, der sie am Abend ihres flüchtigen Ruhmes hoch über alle Erdennot in goldenen Rausch trug. Sie wollen bürgerlich sein und haben den köstlichen Freibrief verloren, der ihnen das Recht gab, zu lachen in ihrer eigenen Welt und das Morgen zu vergessen. Sie wollen sparen und sorgen wie die andern und wissen es nicht, daß sie Philister werden und ein Handwerk betreiben anstatt einer freien Kunst.

Dazu kommt es, daß in der Menge die Vorliebe für hervorragende Leistungen zu Pferde fast verschwunden ist. Frü-



her, da noch jeder Bessergestellte reiten lernte und so die Zahl der Sachverständigen mehrte, wußte man den Kunstreiter zu würdigen. Heute sind nur noch wenige, die sich ein Urteil über die Vorführungen zu Pferde bilden können. Darum hat sich das Künstlertum auf die Bühne des großen „Variétés“ geflüchtet, und der harmlose Clown ist zum nebelhaften Schemen geworden durch die derbe und grelle und sicher auch reichhaltigere Späßhaftigkeit der „Knockabouts“ und „Excentrics“.

Außer diesen Leutchen gibt es des fahrenden Volkes noch genug. Auf allen Landstraßen ziehen sie mit fremden Gevälden und seltsamer Sprache, lagern vor den Orten bei Kochfeuern, wahrsagen, stehlen, betteln, handeln und betrügen. Das sind die dunkelhäutigen Zigeuner, die „Rom“, die bei allen Wanderungen ihre Rasse rein zu halten wußten von anderm Blut; die „weißen Zigeuner“, die „Dörcher, Lahninger und Karrner“, wohl Abkömmlinge umherziehender Heimatloser aus der furchtbaren Zeit des Dreißigjährigen Krieges, oft blond und blauäugig, mit besonderen Gebräuchen; die Bettelmusikanten, die Harfenspieler, die „Kunden“ auf der „Walze“, die fahrenden Fräulein der Landstraße, die „Tippelschicksen“, die schon seltenen Bärenführer und Savoyarden. Aber mit der Ausgestaltung der Bahnnetze, der strengeren Polizeiaufsicht und der schwierigeren Lebenshaltung, die den fechtenden Handwerksburschen längst zum Verschwinden genötigt hat, vermindern sich auch diese menschlichen Zugvögel. Das rollende Haus, die Tierbudewagen, das verpackte Ringelspiel gibt's wohl noch immer. Aber immer weiter hinaus werden die Inhaber solcher kleiner und noch im alten Stil gehaltener Unternehmungen gedrängt, in entlegene Täler, abseits der Bahn, wo noch Menschen

wohnen, denen die alte Herrlichkeit genügt und denen das Gauklerkleid ein herrliches Gewand dünkt.

Vielen muß dieses Leben köstlich gewesen sein, das Wandern in zerrissenen Schuhen und der Schlaf im grünen Wald. Wir Kinder jauchzten, wenn der Schauspieler- oder Gauklerwagen die Gasse entlang schwankte, halb verachtet, halb bewundert. Die kühlen Brunnen boten frischen Trunk, obstschwere Äste neigten sich über die Zäune, und das Sommergras war weich wie ein Teppich. Nur der Winter mochte ihnen so zuleide gewesen sein wie den Zugvögeln. Schnee und Frost vertrieben die Fahrenden in heimliche Winterwohnstätten. Was lag daran? Ihnen gehörte ja doch die ganze Welt, so weit sie unter dem freien Himmel lag.



In verstaubten Kisten unter dem Dach, in vergessenen Winkeln der Bücherregale fristen die letzten Bücher, die einst des Knaben Freude waren, ein trauriges Dasein. Undankbarkeit ist der Welt Lohn. Zwischen den wasserfleckigen Seiten jagt der farblose Bücherkorpion nach winzigen Lebewesen. Die goldgepreßten Zeichnungen, die den verblicheneu Einband zieren, erblinden, und das Papier wird gelb vor Alter und Einsamkeit. Und irgendwo zwischen den Blättern liegt eine tote, dürre Blume, die einst als Lesezeichen hineingelegt wurde, eine Blüte aus dem Garten, der längst nicht mehr ist.

Es ist ein sonderbares Gefühl, das den Erwachsenen beschleicht, wenn ihm Zufall oder Absicht eines dieser Bücher wiederbringt. Viele von ihnen leben ja weiter in der Jugend, verjüngen sich immer wieder und sind unsterblich. Nie wird Robinson Crusoe oder Lederstrumpf verschwinden. Die Märchen sind ewig, mögen sie nun von den Brüdern Grimm, Bechstein, Andersen oder weniger berühmten Kinderfreunden geschrieben oder gesammelt sein. Der Struwwelpeter wird noch lange die Freude der ganz Kleinen bilden, und kein Buch der Welt wird Cooper oder Marryat endgültig verdrängen.

Aber es sind doch schon viele Bücher gestorben, die ein längeres Leben verdient hätten. Ich habe mich als Erwachsener manchmal danach gesehnt, sie wieder in die Hand zu nehmen, die wohlbekannten Sätze zu lesen und ein Nestchen Jugendzauber zu trinken wie alten Wein. Es ist ja gleich-

gültig, wie sie hießen. Ob „Sigismund Rüstig, der Steuer-  
mann“ oder „Kriegsadler“, sie sind mir entrückt, und tau-  
send Geschäfte des täglichen Lebens hindern mich, in den  
Schätzen der Altbücherhändler nach ihnen zu suchen. An  
diese Bücher würden sich noch manche erinnern, wenn ich  
sie alle nennen wollte, und mit einiger Zärtlichkeit an sie  
denken. Aber andre sind, die gewiß niemand mehr kennt.

Einmal — es war im Sommer — kam eine große Kiste  
an, die eine Großtante für uns Kinder geschickt hatte. Dar-  
in war eine Menge von Büchern, deren sie sich uns zuliebe  
entäußerte. Die Tante war sehr alt und hatte als Kind die  
Kosaken hinter der Großen Armee herziehen sehen wie  
Krähenschwärme. Die Bücher hatte sie als heranwachsendes  
Mädchen gelesen und geliebt.

Heute kann ich mich nur mehr an wenige dieser Bände  
erinnern. Ein einziger ist in meinem Besitz geblieben, die an-  
dern sind Gott weiß wo. Es waren Rittergeschichten, Alma-  
nachs, geistliche und weltliche Lieder, „Novellen“ und be-  
lehrende Erzählungen. Ein strenger, kühler Hauch ging von  
diesen Büchern aus. Glaube an Bedeutung, Ehrfurcht vor  
der von Gott eingesetzten Obrigkeit und willenloser Gehor-  
sam gegenüber den Eltern und Verwandten waren selbst-  
verständliche Grundlagen dieser Jugendbücher. Der Vater  
hieß meistens Ehrlich, erzog seine Kinder in Strenge und  
Furcht vor dem Herrn und belohnte langanhaltendes Artig-  
sein höchstens durch salbungsvolle Bemerkungen beim Son-  
nenuntergang oder beim Betrachten einer Blume. Der ge-  
strenge Herr Amtmann, der Richter, der gnädige Gutsherr  
erschiene manchmal wie höhere Wesen, um das Gute zu be-  
lohnen, das Böse aber beispielgebend zu bestrafen. Der ganze  
harte und zweckbewußte Geist jener Zeit wehte aus diesen



Geschichten, nur durch erlaubte Gefühlsäußerungen und überschwengliche Genügsamkeit gemildert. In den viel später erschienenen Erzählungen von Christoph von Schmidt ist noch etwas davon zu spüren. Aber die Bücher meiner Tante waren bedeutend kräftiger. Wenn man sie las, konnte man den üblen Gedanken an weißgealkte, freudlose Schulzimmer und Stockprügel nicht los werden. Und die der Tugend in Aussicht gestellten Belohnungen waren für uns Kinder einer glücklicheren Zeit so fadenscheinig, daß es sich wahrhaftig nicht lohnte, um ihretwillen auf die Freuden eines vergnügten Lausbubendaseins zu verzichten. Dieses Wort gab's wohl damals auch nicht. Soweit ich mich aus dem Lesen erinnere, pflegte man „Ha, Bube!“ oder „Warte, verderbtes Bürschlein!“ zu sagen und die Äußerungen gesunden Übermutes erbarmungslos wie Verbrechen zu ahnden. Wie viele Menschenblüten, die stolz und nach dem Lichte wuchsen, mögen damals gebrochen, gebeugt und zu Mißwuchs gezwungen worden sein!

Ich erinnere mich ziemlich genau an ein dickeleibiges Buch, das die Eroberungszüge der Spanier in Mexiko erzählte, und zwar in der Form von belehrenden Gesprächen, die ein „Ziehvater“ mit zwölf „seiner Obhut übergebenen“ Knaben abhielt. Der Grundton war etwa so:

Vater: Hunderte von Indianern wurden bei dieser Gelegenheit getötet oder verbrannten bei lebendigem Leibe in den Tempeln ihrer abscheulichen Götzen!

Otto: Ach! Warum gelang es nicht, die Unseligen zu befehren!

Vater: Pizarro selbst tötete mit eigener Hand zwei Söhne des Kaziken.

Friedrich: Fi! Fi! Der garstige Pizarro!

Johann: Ich kann es nicht glauben! Nein und noch einmal: Nein.

Erasmus: Was kannst du nicht glauben, liebster Johann?

Johann: Daß es Menschen geben kann, die so die Gebote Gottes mißachten.

Vater: Und doch ist es so, ihr Kinder. Lernet daraus, wie notwendig es ist, unbeirrt den rechten Weg zu wandeln, und hütet euch, den Lehren eurer Erzieher ungehorsam zu sein.

In diesem eckigen Tone ging es fort durch drei- oder vierhundert Seiten. Diesen Vater haßte ich derartig, daß ich es gar nicht sagen kann, und für die heuchlerischen Knaben hatte ich nichts übrig als tiefste Verachtung. Nie aber verließ mich beim Lesen solcher Dinge ein eigentümliches, ausgesprochen unheimliches Gefühl, das ich lange Zeit nicht los werden konnte.

Da ist die alte, aus dem Jahre 1808 stammende „Naturlehre“, die ich noch besitze, doch weit angenehmer zu lesen. Schon das Betrachten der kindlichen Holzschnitte, auf denen höchst sonderbare Fabeltiere zu sehen sind, ist vergnüglich. Der Zeichner hat sicherlich keines der von ihm dargestellten Tiere gesehen. Denn ich glaube nicht, daß die Löwen damals aufgedrehte Schnurrbärte und gekrauste Backenbärte getragen haben oder die Elefanten die Zähne im Unterkiefer hatten. Den Tafeln sind gereimte Denksprüche beigegeben. Zum Beispiel:

Dort der Pudel (1) und der Spitz (2) durch Treue,

Wie die Katze (3) lauernd dir bekannt.

Das Kaninchen (4) ist nicht mehr so scheue,

Weil es häuslich sich zum Menschen fand.



Schaf (5) und Widder (6), Dohs (7) und Schwein (8) geben Nahrung dir und vieles, was zum Leben Unentbehrlich ist; mit grauem Haar Beut der Esel (9) sich zum Tragen dar.

Die den Ziffern entsprechenden Bilder sind von überwältigender Späßhaftigkeit. Die Tiere sind durch blödsinnig-sanften Gesichtsausdruck als Haustierte kenntlich gemacht.

Außer Gedichten enthält das Buch ungemein langweilige, aber dafür sehr lehrreiche Erzählungen. Die wilden Tiere werden in einer Geschichte vorgeführt, die den Besuch einer Tierbude schildert. Adele, ein „liebliches, im ersten jungfräulichen Alter stehendes Mädchen“ hat ihrem Vater zu dessen Geburtstag ein Gedicht vorgetragen; dafür wird sie eben in die Tierbude mitgenommen. Sie vergießt Freudenstränen:

„Der Vater schloß die dankbare, bewegte Tochter in seine Arme. Häufiger flossen an seinem Herzen ihre Tränen. Auch seine Augen wurden naß. Immer will ich dein Vater sein, geliebtes Kind!“ sprach er gerührt.“

Und das alles für einen Besuch in der Tierbude! Allerdings ist der Besitzer ein „weitgereister, ansehnlicher Mann“. Sein früherer Wärter wurde, wie er erzählt, von einem Löwen zerrissen und „hinterließ die Lehre: daß man starke Tiere nicht reizen dürfe!“ Auch das Pflanzen- und Mineralreich wird im Erzählerton durchschweift, mit viel Nührung und Dankbarkeit. Knaben und Mädchen wechseln in den Geschichten ab. „Ach, wie freute sich August über ein gar artiges Stück Kalkspat (auch Kalzit genannt), das ihm Herr Hill reichte.“

Schon als Knabe witterte ich gefühlsmäßig die unter die-

fem salbadernden und heuchlerischen Ton versteckte Noheit, mit der man „junge Bäumchen zurechtbog“. In den alten Gymnasialprofessoren, die mich mit allen Mitteln in die von ihnen beliebte Form pressen wollten, war noch Geist von diesem Geiste. Aber es ging zur Zeit, als ich in ihre Hände geriet, schon längst ein frischer Wind durch die bröckligen Mauern, und wir konnten als Buben über vieles leichtherzig lachen, das früher eine unentrinnbare Qual für jede Besonderheit, wenn sie auch jung war, bedeutet hatte.

Nicht alle Bücher in jener Kiste waren so einfältig. Es gab auch einige, die mich begeisterten. Ihre Namen weiß ich nicht mehr. Viele Dagoberts, Rosamunden und Kunos kamen darin vor. Geisterhöhlen, verräterische Knappen, ehrwürdige Waldfrauen, alte Klausner oder wie wir sagten „Kalte Klausner“, weil die wallenden Bärte und das Büßergewand den Verdacht mangelnder Reinlichkeit aufkommen ließen. Merians Totentanz mit Verslein war auch darunter. Der Tod war abscheulich dargestellt, nie als reinliches Gerippe, sondern mit vertrockneten Muskeln und spärlichen Haupthaaren.

„Herr Chorpfaff, habt ihr g'sungen vor  
Gar süß' Gesang in eurem Chor.  
So merkt nun auf der Pfeifen Schall  
Verkündet euch des Todes Fall!“

Das Bild hatte ich mir besonders gemerkt, weil der erbleichende Chorherr einem alten Geistlichen ähnlich sah, der eigenartigerweise nach den sonntägigen Predigten den Bauern eines benachbarten Dorfes nützliche Vorträge über Dung und Fauche hielt. Das Volk nannte ihn halb scherzhaft, halb respektvoll den „Mistapostel“.

Das fällt mir so nebenbei ein, wenn aus den Seiten der



einst verhaßten, heute als Andenken sorgsam bewahrten Naturlehre ein anheimelnder, etwas muffelnder Geruch aufsteigt; die alte Großtante ist über hundert Jahre alt geworden und gestorben. Das Buch, in dem sie einst mit rosigen Kinderfingern blätterte, ist noch immer unverändert mit seinem farbig geäderten Pappereinband, dem rotbraunen Lederschildehen am Rücken und dem lehrhaften Inhalt, der mich heute fast wehmütig berührt.

Ich hatte gerade die feinen Unterschiede in der Anwendung des langen und des Ringels begreifen gelernt und wußte mit den roten und schwarzen Kugelreihen der Rechenmaschine so ziemlich Bescheid. Da fügte eines Abends die Mutter, als sie uns das Abendgebet vorsprach, ein paar Worte ein: „... und auch für unsere Soldaten, die draußen im Krieg sind.“

Zu jener Zeit machten allerlei für Erwachsene unbedeutende Ereignisse einen gewaltigen Eindruck auf mich, und Dinge, die jedem von uns heute nach ein paar Tagen aus dem Sinn kommen würden, verankerten sich damals für immer im Gedächtnis. Da war ein Bub, der Sohn eines Schusters, den wir alle bewunderten. Denn ihm war es bestimmt, mit seinem Vater nach Amerika auszuwandern, nach einem Wunderland mit Indianern, Trappern, Büffeln und Urwäldern. Ich sehe noch den kleinen Schulkameraden vor mir und seine Schultasche aus braunem Kalbfell, in das die Buchstaben J. E. eingebrannt waren (er hieß Johann Egger), wie er zum letztenmal auf dem gemeinsamen Heimweg im runden Tor eines alten Hauses verschwand. Die Erinnerung an diesen Buben ist unlösbar verbunden mit einer altertümlichen Spritze, zur Löschung des Straßenstaubes bestimmt, die von Zeit zu Zeit in der Hauptstraße der Heimatstadt erschien und der zwei längliche Windkessel aus blankem Kupfer, die umgestürzten Flaschen mit rundem Boden gleichen, ein sonderbares, geheimnisvolles Aussehen gaben. Den



eigentlichen Zusammenhang dieser beiden Erinnerungen habe ich verloren. Aus jener Zeit höre ich auch noch einmal das Schreien eines armen Menschen, der überfahren wurde und mit Blut in den weißen Haaren totenblaß an eine Hausmauer gelehnt wurde. Aber über diesen und andern Bildern steht scharf umrissen die Gestalt eines Tiroler Kaiserjägers, eines großen, starken Mannes mit einem wilden braunen Bart und roten Wangen. Der eine seiner beiden Rockärmel hing leer herunter, und auf seiner Brust glänzte eine silberne Münze am rotweißen Bande: die „große silberne Tapferkeitsmedaille“. Diesen Mann sah ich fortan immer vor mir, wenn „für unsre Soldaten“ gebetet wurde.

Wenn die Zeitung kam, lasen die Eltern uns manchmal etwas aus dem „Okkupationskrieg“ vor. Das „Blattl“, wie diese Stimme der öffentlichen Meinung genannt wurde, hatte eine Größe, die den Umfang unsrer Fibel nicht übertraf. Aber es standen wunderbare und anregende Sachen aus allen Weltteilen und natürlich auch aus den Kämpfen in Bosnien darin. Sehr bald wußten wir manches vom Hadschi Loja und den „Insurgenten“, von Handschars und Steinschloßgewehren. Die bewegten Bilder, die unsre Vorstellungen unterstützten, lieferte die im Vaterhause einlangende deutsche Zeitung „Über Land und Meer“, die allerdings nicht ohne weiteres zugänglich war. Nur als ich einmal Halsentzündung hatte und von den andern Kindern getrennt werden mußte, bekam ich sie zu eingehender Betrachtung. Der Krankenraum war das Arbeitszimmer meines Vaters, dessen Wände von Büchergestellen verdeckt waren. Von Zeit zu Zeit wurde mein schmerzender Schlund mittels eines langen Pinsels mit abscheulich schmeckender Jodtinktur angestrichen. Aber ein Genuß war doch das Betrachten der Kriegsbilder in den

Wochenheften, auf denen meist erbitterte Nahkämpfe unsrer Soldaten mit seltsam gekleideten Bosniern dargestellt waren. Die Wildheit dieser Gegner wurde durch ihre glattrasierten Schädel mit dem Haarschopf am Wirbel, durch Hängeschnurrbärte und quer im Munde gehaltene Messer noch unterstrichen. Gruppen von Gefangenen, die in Ulmütz gezeichnet worden waren, furchtbare Bergschluchten mit mühsam aufwärts klimmender Gebirgsartillerie, Truppenmärsche in strömendem Regen, zerschossene Moscheen, der Überfall auf die Husarenabteilung in Maglaj, das alles war in den Heften zu sehen neben harmlosen Bildchen aus der Natur, Zeichnungen von Bällen mit heute verschollenen Modebildern, Raddampfern und Abdrucken historischer Gemälde, die Rienzi Ermordung, die Übergabe von Magdeburg an Tilly, den Tellschuß, vermischt mit Auftrittsdarstellungen aus „Don Carlos“, „Siegfrieds Tod“, „Othello“ und „König Lear“ vorführten. Aber alle diese letzteren Bilder interessierten mich wenig. Nur eines fesselte, entzückte und erfüllte mich ganz: der Krieg.

Eines Tages kam der alte Veteran, von dem ich schon sprach, ein eisgraues Männchen mit braunverwittertem Gesicht, an unsre Thür, läutete an und sang in strammer Habtachtstellung, den Hut in der Hand, mit schnapsheiserer Stimme und rollenden Reimen seine Lieder. Da er eine kleine Gabe erhielt, kam er öfter, und ich freundete mich mit ihm an und steckte ihm manches zu, damit er erzähle. Er hatte aber nicht die Gabe, seine Erlebnisse anschaulich zu schildern. Nur eines Tages war der Geist über ihn gekommen und umwehte ihn wahrnehmbar in einer dichten Fufelwolke. In diesem erleuchteten Zustand erzählte er wundervolle Abenteuer. Namentlich die Tat eines Kanoniers, der



drei Bajonettstiche im Leibe und nur mehr eine Hand hatte und dennoch das mit Kartätschen geladene Geschütz abfeuerte, machte gewaltigen Eindruck auf mich. Zum Schluß seiner Schilderungen aber, die in einer Gartenecke stattfanden, überkam den alten Krieger das sogenannte „besoffene Elend“, und er begann zu schluchzen und sein Schicksal zu beweinen. „Hiazt bin i an armer Teufl und die Läuſ' fressen mi schier auf ...“ sagte der Schlachtenergraute. Diese Mitteilung erfüllte mich mit Angst vor solchem fressenden Getier, und ich verließ ihn eiligst.

Auf dem Heimweg von der Schule entstand natürlich sehr bald ein neues Spiel, das „Kaiserjäger und Bosniaken“ hieß. Einer von den Buben, der meist Anführer der „Bosniaken“ war, hieß von da ab einfach der „Hadschi Loja“, und er war kein gering zu schätzender Gegner, da er an Kräften über sein Alter hinaus entwickelt war. Wenn die ganze Nacht hindurch Schnee gefallen war und die Bergstadt unter tausend weißen Zipfelmützen und Daunendecken schlummerte, entbrannten am nächsten Morgen furchtbare Kämpfe zwischen beiden Parteien, bei denen leider die „Bosniaken“ mit ihrem herkulischen Anführer meistens siegten. Die Erbitterung stieg so weit, daß in Augenblicken, in denen der Lehrer nicht herfab, häufig einer von der Kaiserjägerpartei einen „Bosniaken“ beleidigend anstarrte und mit einem höhnischen „Pfui Teufel!“ ausspuckte. Der Geschmähte versuchte dann, durch Fußtritte unter der Bank Rache zu nehmen oder, wenn die Entfernung zu groß war, durch drohendes Schütteln der geballten Faust angenehme Versprechungen für den Schluß zu machen. Hie und da wurden solche Kundgebungen eines unauslöschlichen Hasses vom Lehrer bemerkt, und dann gab es einen „Beutler“ nebst der üblichen Redensart: „Ei,

seht doch das ungezogene Büblein!“ Eines Tages jedoch hatten die „Bosniaken“ ihren Übermut so weit getrieben, daß sie auf den Feldern, die vor dem Schulhaus lagen, eine förmliche Zwingburg aus dicken Schneemauern erbauten und ungeheure Mengen von Kriegsbedarf an Schneebällen jeder Größe hineinschafften. Am Sonntag war das Werk vollendet, und am Montag um zehn Uhr, als kaum die Klassenzimmer sich leerten, hatten die „Bosniaken“ bereits ihre Festung besetzt und forderten die Gegner durch höhnische und beleidigende Zurufe zum Angriff heraus, der auch alsobald mit größter Wut unternommen wurde. Schließlich sammelte sich sogar eine beträchtliche Menschenmenge an, die sich großartig unterhielt und sogar den eiligst erschienenen Gemeindediener von dem geplanten Eingreifen einer „neutralen“ Großmacht abhielt. Die Stürmenden, die immer wieder anliefen, aber stets unter dem Feuer der schweren Geschosse, die aus den von den Mauern herabgewälzten Schneeklumpen bestanden, und unter einem Hagel von kleineren Schneebällen weichen mußten, wurden unaufhörlich durch Zurufe angefeuert und wiederholten, schneebedeckt und mit roten Gesichtern, den Sturm. Schließlich aber — es ging schon gegen Mittag — hatte sich die Festung verschossen und „Hadschi Loja“ machte einen kühnen Ausfall mit seinen Getreuen, um sich durchzuschlagen. Ein heldenmütiger Krieger aber, Ignaz Lechthaler mit Namen, wendete die Kriegslust des „Füßlgebens“ an und fällte den Goliath, der alsbald unter einem Knäuel von Stürmern verschwand und von dieser Übermacht weiblich durchgedroschen wurde, während seine Anhänger feige die Flucht ergriffen. Einer der tapfersten Helden jedoch, der infolge der langwierigen Belagerung eine halbe Stunde zu spät zum Essen kam, fiel in



die Hände einer zwar nicht „neutralen“, aber doch bedeutenden Großmacht und mußte eine ebenso schmachvolle als schmerzende Belehrung ohne Worte erdulden, bei der ein völlig unschuldiger Körperteil am übelsten wegkam. Ich weiß dies aus bester Quelle. Mit dem Ruhm der „Bosniaken“ aber war es für ewig vorbei. Aber noch lange war der Krieg uns ein Spiel, und wir wußten nichts von dem bitteren und grausamen Sinne, der sich hinter diesem einsilbigen Wort verbirgt.

Der schönste Tag war unbestritten der, an dem von allen Dächern rotweiße, schwarzgelbe und grünweiße Fahnen wehten und die Bauernkompagnien mit Schwegelpfeifen, Trommeln und zerschossenen Bannern von 1809 in die Stadt kamen, um die einziehenden siegreichen Truppen zu empfangen. Ungeheure Menschenmengen faßten den breiten Weg an der Reitschule ein, die Musik schmetterte, die Glocken dröhnten, und ein brausendes Hochrufen erfüllte die Luft. Wir kleinen Kerle konnten nicht viel sehen, aber schließlich schoben uns gutherzige Leute nach vorn, und da standen wir und hielten uns am Strick fest, den die Feuerwehr gespannt hatte. Dann marschierten blizend, mit festem Tritt und wehenden Hahnenfederbüschen unsre Jäger die Straße hinunter, Befehlsrufe berittener Offiziere ertönten, und schließlich standen alle in Reih und Glied. Von der Ansprache, die gehalten wurde, verstanden wir nichts. Dann aber reckte alles die Hälse, denn vielen der Jäger wurden Denkmünzen an die Brust geheftet. „Gelt, da schaußt halt, dummer Bua!“ sagte eine grobe, aber freundliche Stimme neben mir, und ich erkannte einen Feuerwehrmann, der bei mir stand, als den Tischlergesellen wieder, der vor ein paar Wochen bei uns gearbeitet hatte.

An dieses Fest der Rückkehr der Glücklichen, die lebend

und heil aus dem Nachen des Krieges entrannen, muß ich oft denken. Denn die Kaiserjäger, die ich als Kind zurückkehren sah, kamen erst, nachdem ihre harte und blutige Arbeit erfolgreich bis zum Ende getan, und ich glaube, die Menschen hätten nicht so gejubelt, wenn es anders gewesen wäre.



Ich erinnere mich an die Zeit, in der dieses kleine Erlebnis begann, sehr genau. Ich brauche nur den Geruch frischgeweißter Wände zu spüren und jene Tage stehen höchst lebendig vor mir. Denn immer zu Ostern wurden die Küche und andre Räume unsres Hauses mit frischem Kalk gestrichen, und der eigentümliche herbe Duft der Lünche beschwört heute noch alle Erinnerungen an längstvergangene Ostertage herauf.

Es waren aber damals noch andre Umstände, an die ich denken muß. Es war zum erstenmal, daß ich mit Bewußtsein und frohem Staunen den Frühling erkannte. Die dampfende Gartenerde, die Knospen, die zu lichtgrünen, krausgewickelten Blättchen wurden, der Finkenschlag im Garten, der scharfe Wind unter dem hellblauen Himmel — das alles erschien mir damals wie ein holdes, nie gesehenes Wunder. Und ganz für mich allein, verschämt und unbeholfen, versuchte ich, ein kleines Gedicht zu machen, das sicherlich demselben unbestimmten und banger Drang entstammte, der die Späzen veranlaßte, ihr endloses, schrilles Geschrei zu erheben und die Schmetterlingspuppen ihre Hülle zu sprengen und frierend, mit lächerlichen Flügelansätzen behaftet, im Freien zu sitzen. Damals lernte ich den Komuald kennen. In die Geheimnisse des heiligen Nikolaus, des Christkinds und des Osterhasens eingeweiht, hatte ich die Aufgabe, unter den Büschen des Gartens aus Stroh kleine Nester zu machen und die Ostereier aus buntem Zucker und Schokolade hinein-

zulegen, damit meinen jüngeren Geschwistern die aufregende Freude des Suchens zuteil wurde. Ich war sehr stolz auf mein Amt und bemühte mich, die Nester mit den süßen Eiern, die der Osterhase für brave Kinder legt, recht gut zu verstecken. Und eines davon wollte ich tief im Gebüsch des Gartens verbergen. Ich kroch also ganz in die Stauden, bis dorthin, wo ein Lattenzaun sie gegen die Straße zu begrenzte, hockte mich nieder und formte das kleine Strohnest, um sodann die jedem gebührende Zahl von Eiern hineinzulegen, als ein seltsamer Laut, der wie ein Seufzer klang, mich aufschauen ließ.

Am Zaun, mit beiden Händen sich anhaltend und das Gesicht in selbstvergessenem Staunen an die Latten gepreßt, stand ein verwahrloster, barfüßiger Bub und sah mit weitgeöffneten Augen meinem Tun zu.

„Was machst du denn da?“ fragte er schüchtern.

Irgend etwas lag im Ton seiner Frage oder im Ausdruck seines Gesichtes, was mich bewog, ihm Antwort zu geben. Er wußte nichts vom Osterhasen, und seine Augen wurden noch runder und größer.

„Und das bekommt ihr einfach so?“ fragte er.

„Oh, wir bekommen noch viel mehr,“ prahlte ich. „Morgen kommt die Tante, da bekommen wir eine Riesenbrezel und noch viel mehr Eier.“

„Möchtest du mir ein Ei schenken?“ fragte er stockend.

„Ich hab' noch nie eines gehabt.“

Ich legte ihm großmütig ein ganz kleines, rosenfarbiges Ei in die ausgestreckte, schmutzige Hand. Er faßte gierig danach, sah mich mit einem scheuen Blick an, und lief schnell davon. Ich hörte seine nackten Füße auf die Straße klatschen, während er lief.



Als ich ein paar Tage später in die Schule ging, lauerte er vor dem Gartentor.

„Darf ich mit dir gehn?“ fragte er.

„Meinetwegen,“ sagte ich.

So trottete er neben mir her. Während des Schulweges erfuhr ich von ihm, daß er Romuald heiße, was wohl daher kam, daß er nach dem Heiligennamen des Tages seiner Geburt benannt wurde. Er erzählte mir, daß er in die Bürgerschule ginge und daß gestern der Vater wieder die Mutter geschlagen habe, weil seine Schwester ein Kind hätte. Halb von Grauen, halb von Mitleid gefaßt, lernte ich die mir unfaßbaren und neuen Lebensverhältnisse kennen, in denen unzählige arme Kinder ihre Jugend verbringen. Daß der Vater die Mutter schlug, glaubte ich ihm freilich nicht. Das hielt ich für ganz unmöglich. Aber schließlich schenkte ich ihm ohne jede Nötigung, rein aus Erbarmen zwei große Glas- Kugeln, in deren durchsichtigem Innern ein silbernes Kamel und ein Hund zu sehen waren, und war ganz glücklich über die unermessliche Freude, die ich ihm damit bereitete.

Von nun an paßte mir der Romuald auf allen Wegen und Stegen auf. Wenn er mich mit einem meiner gewöhnlichen, gutgekleideten Kameraden oder mit einem meiner Brüder sah, verzog sich sein häßliches, plattnasiges Gesicht zu einem schmerzlichen Grinsen, und dann schlich er in einiger Entfernung hinter uns her. Mit der ganzen Grausamkeit eines Kindes tat ich dann so, als ob ich ihn gar nicht bemerkt hätte. Traf er mich aber allein, dann leuchteten seine großen und sehr schönen Augen vor Freude, und dann strich er wohl schüchtern mit der Hand über meinen Armel und sagte: „Heut darf ich mit dir gehn — gelt?“

Einmal nahm ich ihn zum Schmetterlingsfang mit, und da

geschahen seltsame Dinge. Wir waren müde geworden, setzten uns irgendwo im Bergwald nieder und aßen jeder die Hälfte des belegten Brotes, das ich mitbekommen hatte. Da schrie ein Vogel, kläglich und schrill.

„Hörst du ihn?“ flüsterte der Komwald aufgeregt, „das ist der verzauberte Prinz. Den hat die Hex' in einen Vogel verwandelt vor vielen hundert Jahren, und jetzt findet er nicht heraus aus dem Wald. Darum schreit er so.“

Ich sah ihn mit überlegenem Spott an. Aber es gefiel mir doch, was er sagte. „Woher weißt du denn das?“ fragte ich.

Er fuchtelte aufgeregt mit der Hand umher.

„Na so halt! Ich weiß es. Ich weiß vieles, was du nicht weißt. Ich kann dir ein Loch im Steinbruch zeigen, aus dem kommen abends die Zwerge — einer nach dem andern kommen sie heraus, meiner Seel! Und dann weiß ich ein kleines Brünnl, da gehn die Moosweibl'n Wasser schöpfen, wenn alles still ist. Bei Tag meinst du, es ist grad nur ein Schwamm oder ein Herrenpilz. So können sie sich verstellen. Aber nach einer Weile fangen sie an, sich zu rühren, und der Schwamm, das ist nur der große Hut, den sie auf haben. Und überhaupt hab' ich auch schon die Natternkönigin gesehen. Ganz weiß und mit einem Goldkrönl auf dem Kopf. Ja, mein Lieber!“

Mich ergriff das alles ganz sonderbar. Ich dachte, daß dies alles wohl möglich sein könne, und sah meinen armen Gefährten mit ganz andern Augen an.

„Und überhaupt im Wald!“ fuhr der Komwald fort. „Wenn man aufpaßt, versteht man, was die Vögel miteinander reden. ‚Gib acht!‘ rufen sie und ‚Komm zu mir!‘ kurzum, sie schreien sich alles zu, und man meint, sie pfeifen nur



so. Und wenn der Wind geht, da sind sie still. Sie fürchten sich. Sie glauben, es wird schon wieder Winter. Aber wenn es dann schön wird, rufen sie: ‚Sie ist da!‘ Die Sonne, verstehst du? Die größte Wut haben die Eidechsen und die Mäuse aufeinander. Einmal hat wollen eine Eidechse eine Maus heiraten, und da haben die Mäuse gelacht: ‚Wißt! Wißt! Du bist ja nackt — du hast nicht einmal ein Röckel an!‘ Seitdem sind sie böse.“

Ich antwortete nichts, weil mir das sehr gefiel, und ich hörte beim Nachhausegehen immerfort dem Komuald zu, der mit heißen Wangen und wilden Gebärden die wunderlichsten Sachen erzählte. Bevor wir aus dem Wald kamen, hörten wir Lachen und sahen den blauen Rauch eines kleinen Feuers zwischen den Stämmen. Ein Zug von Dörchern oder Karrnern hatte dort sein Lager aufgeschlagen. Mir war erst kürzlich wieder streng verboten worden, solchem fahrenden Volk in die Nähe zu gehen, und ich zog den Komuald am Armel. Wir gingen seitwärts vorbei und ich blickte im Gehen auf die Männer und Weiber, die da um einen Polentakessel hockten und sich bewegten. Ein großer Mann in einem roten Hemd und Samthosen, mit einem wilden, fuchsfigen Bart sagte zu einem andern:

„Wenn die Lewone oberbau ist ...“

Wir schritten rasch vorüber.

„Er meint: ‚Wenn der Mond aufgegangen ist ...‘“ sagte der Komuald.

„Verstehst du denn, was die Karrner reden?“

Der Komuald lachte: „Ich war ja einmal vier Wochen mit ihnen. Wie der Vater gesagt hat, er erschlägt mich, wenn er zu Haus kommt. Da bin ich davon.“

„Und was hat dein Vater gesagt, wie du wieder zurückgekommen bist?“

„Bist wieder da, Galgenstrick?“ hat er gesagt. Sonst nichts. Und dann hat er mir zwei heruntergehaut. Die Mutter hat mir dann zu essen gegeben und so bin ich wieder geblieben. Aber schön war's bei die Karrner. Einmal haben wir Igel gegessen ...“

Ich lachte. „Du bist ein rechter Schwindler,“ sagte ich, „dir glaub' ich schon gar nichts mehr.“

„Meiner Seel!“ ereiferte sich der Bub. „Und wenn ich groß bin, gründe ich eine Räuberbande. Und was wir aus den Schlössern rauben, das bekommen alles die Armen. Die Mutter bekommt das meiste. Du bekommst einen weißen Schimmel und einen Säbel, und du kannst unser Hauptmann sein. Aber erst mußt du auf einen Totenkopf schwören, daß du uns ewig treu bleibst. Und wir folgen dir. Denn du bist dann der Befehlshaber. Das nächstemal zeige ich dir die Höhle, in der wir wohnen müssen.“

Am Beginn meiner Gasse trennten wir uns. Ich hatte einen roten Kopf bekommen vor Aufregung. Dies alles erschien mir ungeheuer interessant. So sehr ich mich dagegen sträubte, glaubte ich doch dem Komuald, schon deswegen, weil er die Sprache der geheimnisvollen Karrner verstand.

Als wir beim Essen saßen, sah mich mein Vater mehrmals forschend an. Nach Tisch winkte er mir und nahm mich mit in sein Zimmer. Dort erzählte ich ihm alles ohne Arg.

„Mein lieber Junge,“ sagte mein Vater, als ich fertig war, „dieser Komuald ist kein Umgang für dich. Er mag ein ganz guter Bub' sein, aber der setzt dir zu viel sonderbare Dinge in den Kopf. Später wirst du einsehen, warum



ich das sage. Jetzt versprich mir, daß du nicht mehr mit ihm gehst.“

Ich war sehr traurig über diesen unerwarteten Befehl, aber es blieb mir nichts andres übrig, als dem Vater das gewünschte Versprechen zu geben.

Am andern Tag stand Komuald vor dem Gartentor. Ich sagte ihm mit abgewendetem Blick, daß ich nicht mehr mit ihm gehen dürfe.

„So ... so ...“ sagte er leise. Dann lachte er auf: „So laß es halt bleiben ... ich brauch dich nicht.“ ... Er lief rasch davon. Ich sah ihm nach, sah es, wie er auf einmal langsam ging. — Sein Rücken bebte. Er weinte.

Noch eine ganze Weile sah ich ihn verstoßen hinter mir drein schleichen, wenn ich in die Schule ging. Wenn ich mich umdrehte, wendete er sich ab, pfiß vor sich hin und tat so, als sähe er mich gar nicht. Und dann sah ich ihn nicht mehr, nie mehr.

Aber wenn ich den eigentümlich-herben Duft der Kalktünche rieche, der damals, vor langer Zeit, mit den Vorosteragen im Elternhause untrennbar verbunden war, muß ich an den Komuald denken, der kein Umgang für mich war ...

Ich will es gleich sagen, daß es kein lebendiger Hund ist, von dem ich hier spreche. Es ist ein kleines, starres Tier aus irgendeiner versilberten Metallmischung. In der Mitte seines Leibes trägt er ein Zifferblatt und seine Füße ruhen auf einem flachen Sockel, dessen unregelmäßige Oberfläche wahrscheinlich eine Wiese vorstellen soll. Die Rasse ist nicht sicher zu bestimmen; es ist eine Art Mischling von Mops und Schäferspitz, denn sein Kopf ist rund und stumpf, während sein Schwanz buschig und nach aufwärts gebogen ist. Mit diesem konnte er früher im Takt wedeln. Seine Tätigkeit besteht heute nur mehr darin, daß er alle Sekunden eine lange, glänzend rot lackierte Blechzunge herausstreckt. Seine Augen sind aus gelbem Glas und die schwarze kleine Sehöffnung verleiht ihnen einen durchbohrenden Ausdruck.

Ich denke oft daran, wie sehr ich mich als Knabe nach dieser sonderbaren Uhr sehnte. Mir gefiel damals so viel, was ich später als geschmackloses Zeug verachten lernte. Aber an dem Weihnachtsabend, an dem dies kleine Ungeheuer tickend und zungenbleckend auf meinem Platz unter dem strahlenden Christbaum stand, war ich sehr glücklich. Denn es war keineswegs sicher, daß jeder Wunsch in Erfüllung ging. Ich hatte noch dazu eine unverschämt lange Liste aufgeschrieben, und in den schönsten Umschlag, den ich finden konnte, gesteckt. Das Ganze versah ich mit der Adresse: „An das liebe Christkind im Himmel, Milchstraße Nr. 1“ und legte es aufs Gangfenster; während wir beim Abendessen



saßen, klirrten die Scheiben, und als wir hineilten, stand das Fenster weit offen und der Wind trieb dicke Schneeflocken in den Flur. Die Briefe aber waren fort. Ich dachte tagelang nach, was das Christkind wohl für ein Gesicht machen würde, wenn ihm der heilige Petrus den Zettel vorlas. Denn da stand geschrieben:

„Liebes Christkind im Himmel! Ich will auch immer braf sein und meine Eltern Freude machen. Dafir möchte ich haben:

Den Hund mit der Uhr der die Zunge zeigt und er ist beim Uhrmacher Meyer in der Marieteresienstraße.

Eine Lanze und Bogen mit Pfeile, echte Federn nicht von Papier.

Halifarschlittschue.

Eine Falle zu Ratten fangen und Wiesel.

Auch ein Messer mit Rehfuß, wie es der Toni vom Milchbauer hat.

Bleistifte: rot, grün, gelb, blau, fiolett, braun und andre Farben.

Keine Handschuhe oder so.

Früchtenbrot, Marzipan, Nüsse, Apfel nicht, Dranschen, Fondant, Lebkuchen, Sardinen für mich allein, Feigen, Malaga und noch andre Sachen.

Ich will immer braf sein und auch lernen. Ich war die letzte Zeit fleißig in der Schule und habe zwei sehr gut.

Dein dich liebender Paul.“

Das Christkind hatte also meine Wünsche so ziemlich erfüllt. Freilich, die Lanze, die Rattenfalle und das Messer mit Rehfuß lagen nicht unter meinen Geschenken, aber das bemerkte ich eigentlich gar nicht. Ich war so glücklich über

Titel  
den Zeithund, daß ich alles andre vergaß, obwohl mir das Weihnachtskind auch noch den „Lederstrumpf“ und eine Laubsäge als Zugabe gebracht hatte. Die halbe Nacht lag ich wach und lauschte dem gleichmäßigen Metallgeräusch, mit dem mein Hund seine Sekundenzunge aus dem Silbermaul reckte.

Es waren seither zwei Jahre vergangen, und wieder lag ein Christbaum mit braunroten Nadeln und ein paar vergessenen Goldfäden in einer Ecke des Gartens hinter dem Hause. Von den Bergen donnerten nachts die Lawinen, der angeschwollene Strom brauste in den Nächten bis in unsre Kinderträume und gab den Grundton im heulenden Konzert des Föhns, der über den Brenner kam. Da schlich ein unsichtbares Gespenst durch die damals so kleine Stadt. „Rus-sische Grippe“ nannte man es, und erst viel später bekam es seinen vornehmen Namen „Influenza“, den das Volk sich sofort als „Infaulenza“ sinngemäß machte. Ich war nachmittags in der Schule von einer seltsamen Mattigkeit befallen worden. Der Kopf tat mir weh und die Kreidestriche auf der großen Tafel flimmerten vor meinen Augen: „Balaena, der Walfisch, balaenae, des Walfisches, balaenae, dem Walfische, balaenam, den Walfisch.“ Der sonst gute Professor war an diesem Tage reizbar und streng gegen die Kleinen Lateiner. Er hatte ein sonderbar rotes Gesicht und hustete. Als er auf das Podium ging, stolperte er und wäre beinahe gefallen. Ich lachte laut auf, denn ich wußte kaum mehr, wo ich eigentlich war. Da wurde er furchtbar zornig und schrieb mich — zum erstenmal in meinem jungen Leben — ins Klassenbuch. In meinen Ohren brauste es und mein Herz schlug wie ein Hammer. Als die Schule aus war, ging ich nach Hause und sah die Häuser schwankeu wie im Wind. Das kam mir nicht besonders merkwürdig vor, und als man



mich sofort auskleidete und ins Bett legte, fand ich auch das nicht erstaunlich. Es wunderte mich nur, daß meine Mutter so erschrocken war und daß unser Hausarzt, ein bärtiger, burschenhafter Herr, auf einmal am Bette saß. Er roch nach Karbol und steckte mir ein eiskaltes Thermometer in die Achselhöhle. Dann lag ich wieder still und richtete meinen Atem nach dem Ticken des Hundes ein, der treulich Wache hielt an meinem Krankenlager. Manchmal streckte ich eine meiner Beine auf eine kalte Stelle des Leintuches und genoß die Schauer, die dann schüttelnd über meinen glühenden Leib gingen. Ich hörte immerfort ein feines Klingen und dachte, daß dies die Dämmerung sei, die so singt. Ein Weilchen sah ich noch das Flämmchen des Nachtlichtes, das knisternd auf einem kleinen See schwamm. Dann schwand alle deutliche Wahrnehmung; ich hörte verworrenes Sprechen an meinem Bett, fühlte wieder das Kalte unter der Achsel, trank irgend etwas und sah endlich einen langen, ewigen Zug großer, unsäglich widerwärtiger Gesichter, der an meinem Bett vorüberglitt.

Dann geschah etwas ganz Unglaubliches. Der silberne Hund kletterte vom Nachtkästchen auf den Boden. Dort streckte er sich nach Hundeart, gähnte wie unser Jagdhund und legte dann die Vorderpfoten auf mein Bett. Er war so groß wie eine Dogge und seine Augen leuchteten wie gelbe Lampen. Als er eine seiner Niesenpfoten auf meine Brust legte, konnte ich nicht mehr atmen.

„Geh weg!“ wollte ich rufen. „Mama, Komm' zu mir!“ Aber es kam kein Ton aus meinem Munde. Der Hund jedoch ließ auf einmal eine tiefe, heisere Stimme hören, die wie aus einem Faß kam und den stoßweisen Takt des Uhrwerks hatte.

„Den Pro — fe — sser — bring — ich — um! — Soll — ich —?“

Ich konnte nicht sprechen. Aber eine fürchterliche Angst befiel mich.

„Ich drü — cke ihn tot.“

Ich wollte schreien, aber es ging nicht. Der Hund sah mich mit den bösen gelben Augen an und zeigte lachend die Zähne. Im Takt kam ihm die Zunge heraus und Silbe für Silbe:

„Grip — pe Ge — rip — pe Rip — pe Grip — pe — —“

Endlich mußte ich gar nichts mehr; es war alles schwarz und still. Als ich endlich erwachte, froch das Morgengrau durch die Spalten der Vorhänge. Ich drehte mühsam den Kopf, um nach dem Hund auf dem Nachtkästchen zu sehen. Der Hund war fort ... Die Angst um den Professor, den einzigen fast von den Lehrern, den ich nicht haßte, preßte mir das Herz zusammen. Aber die Augen brannten und die Lider waren so schwer, daß ich wieder einschlief. Und als der helle Tag ins Zimmer schien und meine Mama am Bett saß, stand auch der Hund mit den gelben Augen wieder da und streckte taktmäßig die Zunge hervor, als ob gar nichts gewesen sei.

„Weißt du, daß dein Professor auch sehr krank ist?“ sagte meine Mutter.

„Der Hund,“ stammelte ich, „der Hund hat ihm etwas getan ...“

„Die ganze Nacht hat er von dem Hund gesprochen,“ sagte die Mutter, und ich sah erst jetzt das Gesicht des Doktors neben ihr. „Ich habe ihn deswegen wieder hereingestellt.“

„Na, na. Das Fieber ist sehr zurückgegangen. Jetzt heißt's ruhig liegen bleiben, du Spitzbub!“ brummte er. „Es ist



übrigens ein Sauwetter — kein Wunder, wenn alles krank wird!“

Aber das half mir nichts. Ich wußte es besser, was es mit dem Hund für eine Bewandtnis hatte. Wenn der Professor auch Gott sei Dank wieder gesund geworden war, so war es doch unzweifelhaft, daß der Hund ihm was angetan hatte. Aber in das unheimliche Gefühl, das der nächtliche Spuk bei mir hinterließ, mischte sich die tröstliche Überzeugung, daß das verzauberte kleine Tier mein Freund sei.

Das ist freilich lange her, und die handelnden Personen sind alle gestorben. Nur ich und der Hund leben noch. Der zärtliche Duft von angebrannten Lannennadeln und Wachskerzenrauch ist längst zu einer Erinnerungsvorstellung geworden, und die richtige Wohnung des Christkinds habe ich auch vergessen. Aber dem Zungenblecker bin ich doch treu geblieben. Es ist noch nicht lange her, daß er schwer krank wurde. In seinem Leibe, dessen Glanz auch schon matt und rötlich geworden ist, begann es zu rasseln und zu knacken. Manchmal sah man, wie er nur noch mit äußerster Anstrengung die rote Zunge bewegte. Immer langsamer glitt sie aus und ein, und endlich blieb sie, greulich ausgestreckt, stehen. Ich brachte den Hund zu einem alten Ahrendoktor, der ihm schon einmal bei einem leichten Schlaganfall geholfen hatte. Auch diesmal klemmte er die röhrenförmige Lupe vors Auge und blickte in die metallenen Eingeweide meines Freundes. Dann schüttelte er den Kopf und sagte:

„Die Herstellung kostet mehr, als das Ganze wert ist.“

Nun ja, was konnte denn er von den geheimen Eigenschaften dieses merkwürdigen Tieres wissen! Er war sicherlich verwundert, daß ich ohne Zögern die vollkommene Genesung meines Freundes verlangte.

Der Eingriff, der eine Woche dauerte, fiel sehr gut aus. Nur der Schwanz blieb dauernd gelähmt und wedelte nicht mehr. Eine Alterserscheinung, die nur natürlich war. Eines schönen Tages verlor er, jedenfalls durch eine derbe, abstäu- bende Bedienerin, das linke Auge. Ich mußte lange suchen, bis ich die richtige Farbe und Größe fand und ihm wieder ein neues Auge einsetzen konnte. Leider schielt er seither ein wenig; aber man wird eben nicht schöner mit der Zeit.

Wir hat der Hund seine treue Freundschaft bewahrt. Wir haben uns in manchen bangen Stunden angesehen und stum- men Rat gehalten, was nun zu tun sei. Er hat mich noch nie im Stich gelassen. Mir ist immer dann der richtige Ge- danke gekommen, wenn ich längere Zeit in seine gelben Augen geblickt habe. Er hat mich daran erinnert, wenn es Zeit zu gehen war, und hat mich in mancher Nacht daran gemahnt, daß ich des Schlafes bedürfe. Geduldig und anhänglich steht er auf seinem Platz und sieht mir bei allen meinen Hand- lungen zu. Oh, er könnte manches erzählen, was sich in meiner und seiner Wohnung zugetragen hat. Er kennt alles. Er steht neben dem Rubin- glas mit den eingeschliffenen Hir- schen und Rehen, aus dem mein Großvater trank. Er bewacht allerlei Dinge, die von meinen Eltern stammen und mir teuer sind. Nie hat er den Mut verloren. Feindlichem Ge- schick und bösen Menschen streckt er höhnisch die Zunge her- aus; bei Freunden schielt er wohlwollend und tut so, als wollte er ihnen die Hände lecken.

Wenn er besonders gut aufgelegt ist, macht er noch manch- mal Versuche, mit dem gelähmten Schwanz zu wedeln. Aber es will leider nicht mehr gehen, und er gibt es meist bald wieder auf. Vielleicht schämt er sich auch, denn ich lache ihn oft aus, wenn ich bemerke, daß er sich, eitel wie er ist, wich-



tig machen will. Bei Frauen erregt er noch manchmal kurz dauernde Zuneigung und tut dann sehr stolz und hoffärtig. Wenn er sich über mich ärgert, rächt er sich durch Wortäuschen von Krankheit. Seine schlechteste Zeit ist die meines Sommerurlaubs. Da wird er durch Nichtaufziehen genötigt, einen langen Schlaf zu machen, der dem alten Knaben sicherlich sehr wohltut. Bei meiner Rückkehr tickt er dann, als ob er nicht seine sechsunddreißig Jahre am Buckel hätte, und macht sich jünger. Alles aus lächerlicher Hundeeitelkeit.

Aber im Grunde ist er ein lieber alter Kerl, an dem ich viel mehr hänge, als ihm zu wissen gut ist.

Obwohl es einer der schönsten Herbsttage und ein Samstag war, befanden wir uns keineswegs in fröhlicher Laune, der Gruber Franz und ich. Wir trugen zwar die grünen Hüte mit der „wachelnden“ Spielhahnfeder herausfordernd im Nacken und die fadenscheinig gewordenen Bücher unter den Arm geklemmt, aber obwohl die Schulqual einer ganzen Woche wieder vorüber war, herrschte Dürsterkeit in unsern Herzen. Nicht etwa deshalb, weil wir beide in der deutsch-griechischen Schularbeit „ganz ungenügend“ bekommen hatten; auch die hoffnungsvollen Worte des Klassenvorstandes, Franz würde sicherlich in absehbarer Zeit am Galgen endigen, während es die nächstliegende Aufgabe des Lehrkörpers sein müsse, eine Pestbeule wie mich aus der Anstalt zu entfernen, hatten uns nicht sonderlich beleidigt; dazu war unsere Achtung vor dem schwächlichen, aber heimtückisch giftigen Federfuchser zu gering. Nein, es war eine weit schlimmere Angelegenheit. Wir hatten nämlich laut „Konferenzbeschlusses“ jeder eine achtstündige Karzerstrafe erhalten, die an den nächsten schulfreien Nachmittagen, Mittwoch und Samstag, in je vier Stunden abzusitzen war. Und wir vermuteten, daß heute nachmittag die Post unsern Vätern das weiße Kuvert mit dem Aufdruck: K. K. Staatsgymnasium und der Strafbriefmarke zustellen würde. Der Zettel, der darin lag, enthielt die kurze Mitteilung, daß die über uns verhängte Strafe der Lohn „für fortgesetzte Störung des Unterrichtes, uner-



hörte Teilnahmslosigkeit, rohes Benehmen und beispiellosen Mangel an Fleiß“ sei. Die Strafe hätte uns nicht viel gemacht. Aber wir wußten sehr gut, daß unsre Väter Kummer mit uns hatten, und es tat uns weh, daß der nun wieder vermehrt würde. Wir waren verbittert, soweit Buben dies sein können. Denn wir gehörten zu den Sündenböcken. Es wäre ganz vergeblich gewesen, wenn wir Besserung hätten zeigen wollen. Der Klassenvorstand brauchte uns gerade so, wie wir waren. Hatten wir wieder einmal einen reuigen Anlauf genommen und unsre Aufgabe wie am Schnürchen aufgesagt, dann brach das vertrocknete Männlein in ein häßlich meckerndes Lachen aus, gab uns keine gute Note, wie wir es verdient hätten, sondern sagte, er würde uns schon ein andermal erwischen. Es waren schöne Zeiten.

Eins war sicher: Wir durften nachmittags nicht zu Hause sein, wenn die Zettel kamen. Bis zum Abend war der erste Zorn verraucht, und die Sache lief dann erfahrungsgemäß gelinder ab. Wir beschloßen also, um zwei Uhr zu verschwinden und den Tag in den ungeheuren Bergwäldern zu verbringen, die unsre Stadt umgaben. Der Franz sollte mir nach dem Mittagessen pfeifen.

Die Fragen meines Vaters, ob wir die Schularbeit schon zurückbekommen hätten und was es sonst Neues gäbe, beantwortete ich teils verneinend, teils ausweichend. Da der Gruber Franz auch „kein Umgang für mich“ war, erwähnte ich nichts von unserm Plan, spazieren zu gehen, sondern gedachte „abzudrucken“. Und als nach dem Essen, während mein Vater seinen schwarzen Kaffee trank und die Zigarre in Brand setzte, zwei gut nachgeahmte Amselpfiffe jenseits des Zaunes klangen, verschwand ich. Beim Verlassen des Gartens sah ich gerade noch den Briefträger, der auf unser Thor

zukam und mir lachend mit dem Finger drohte. Er wußte auch, was in den ekelhaften Briefumschlägen enthalten war.

Nach kurzem Kriegsrat beschlossen wir, hinaufzusteigen zum „Pfaffenwaldl“ und dort das Ende der Stunden des Zornes abzuwarten. Auf dem Acker vom Gaisberger-Bauern füllten wir uns die Taschen mit Kartoffeln. Ein Anpirschen an den früchteschweren Obstanger mißlang. Der Alte hatte uns gesehen und rannte, mit einem Haslinger bewaffnet, aus dem Hause.

„Oß Höllteufel!“ schrie er. „Warts nur, wann i enß derwisch!“

„Franzosenbauer! Franzosenbauer“ schrie der Franz. Da geriet der Alte in eine solche Wut, daß seine Stimme über schnappte und wie das wütende Gebell eines heiseren Kettenhundes hinter uns klang. Das war der ärgste Schimpfname, den es für ihn gab. Eine dunkle Sage wollte nämlich wissen, daß sein Großvater den Franzosen im Jahre neun irgendwelche Dienste geleistet habe. Das Geschrei des zornigen Greises lockte den baumlangen Knecht aus dem Schuppen, und das war für uns das Zeichen zu schleuniger Flucht. Erst weit oben, am Rande des Pfaffenwaldels, ließen wir uns keuchend und vom Bergaufrennen ermüdet ins Moos fallen.

Unser Sinn war finster, und unsre vierzehnjährigen Seelen brüteten Rache gegen den Professor. Wir brachten uns gegenseitig alle Schändlichkeiten in Erinnerung, die der Schulthyrann an uns verübt hatte. Wir selbst fühlten uns ziemlich frei von Schuld. Es war doch natürlich, daß „Der rote Freibeuter“ oder der „Doppelspion“ uns interessanter war als Schmidts lateinische Schulgrammatik; es war sicherlich nützlicher, Schleudern anzufertigen oder Briefmarken zu tauschen, statt mit den Söldnern Xenophons täglich soundso



viel Parasangen zurückzulegen; unser Interesse für den Vortrag des Religionslehrers wurde durch die Lust, mit roten und weißen Bohnen auf der kunstvoll in die Bankplatte geschnittenen Mühle geistvolle Züge zu machen, überwuchert; und die Prügel, die der feige Angeber, der mit uns in der Klasse war, für verschiedene kleine Gemeinheiten erhalten hatte, waren durchaus gerecht. Wir waren die Volksführer der Klasse, und unsre Pflicht war es, den Willen der Allgemeinheit auszuführen. Daß der Verurtheilte dabei mit der Nase der Wand zu nahe kam und heftig zu bluten begann, als der uns besonders feindliche Mathematiker die Klasse betrat, war ein Zufall, wie er im männermordenden Kampf eben vorkommt. Kurz, bei der Selbstprüfung, die wir da im grünen Wald vornahmen, stellte sich klar heraus, daß wir die schuldlosen Opfer tückischer und bösariger Gewalten waren, gegen die zu kämpfen als heilige Pflicht erschien. Und in diesem ungleichen Kriegszustand waren alle Mittel erlaubt. Wir fingen die Enten des Schuldieners und sperreten sie in den Ofen, damit ihr Gequacke und ihre Freilassung eine angenehme Pause im grauen Einerlei der Stunden schufen. Wir ließen aus den Schmetterlingsbrennern des Schulzimmers so viel Gas entweichen, daß wir über Kopfwelh klagen konnten und eine Luftpause bekamen. Wir bestrichen die große Tafel mit Wachs, damit nicht geprüft werden könne, weil die Kreide keine Spur hinterließ. Wir taten mit einem Wort, was wir konnten, um unsern natürlichen Gegnern Abbruch zu thun, wie es eben in Kriegsläufigen Sitte ist. Besonders einem Feinde gegenüber, der an Machtmitteln reich war und sie ausgiebig benutzte.

Die Sonne leuchtete golden durch die schwarzgrünen Tannenäste, und von den vereinzelt Buchen fielen die Blätter

wirbelnd auf uns nieder. Ein Schwarzspecht mit roter Mütze hämmerte an einem morschen Strunk und flog mit erschrecktem „Glick, glick“ weiter, als er uns sah. Wir zogen unsre Pfeifen heraus und betrachteten sie mit Wohlgefallen. Die meine hatte eine Nehkrone auf dem Weichselrohr, und den Porzellankopf schmückte ein Gemälde, das einen Wilderer darstellte, der, angeschossen, vom schmalen Steg abgleitet. Die Pfeife vom Gruber Franz, der überhaupt gern den ruchlosen Lebemann zur Schau trug, wies das Bildnis einer außerordentlich üppig geratenen Schönen mit weizengelber, hochaufgesteckter Haartracht auf, die, von einem Kranz bläulichroter Rosen und himmelblauer Bergißmeinnicht umrahmt, holdselig lächelte. Franz hatte anfangs frech behauptet, es sei dies das Bildnis einer geheimnisvollen „Dame“, die ihn liebe. Sein romantisches Lügengebäude stürzte aber eines Tages mit Krachen ein, als wir denselben Pfeifenkopf beim kropfigen Schuster Kamezhoser sahen, der an warmen Tagen vor seiner Werkstatt saß und mit Pechdraht und Kneip arbeitete.

Nun, das war eine abgetane Sache, und ich hatte Franz ja auch ein schauerliches Jagdabenteuer erzählt, das schamlos erfunden war. Wir stritten oft genug und hatten manchen Strauß ehrlich ausgerauft, ganz nach Art der alten Ritter. Wenn der Unterlegene auf die Frage des Siegers: „Gibst dich?“ sich ergab, ließ dieser augenblicklich von ihm ab, und die Sache war in einwandfreier Form ritterlich ausgetragen. Heute füllten wir friedlich unsre Pfeifenköpfe mit dem schwarzen „Dreikönig“, den wir gekauft hatten, und bliesen den blauen Rauch in die Luft, daß er in langen Streifen durch die sonnenübergoldeten Stämme zog und schwand. Es war seltsam warm geworden für die späte Jahreszeit, und



der früher tiefblaue Himmel hatte sich mit Wolken bezogen, die schwer und grau über die Baumkronen glitten. Wir leerten unsre Taschen aus und säuberten die rosa-braunen frischen Erdäpfel von den Spuren des Ackers. Im Moos scharrten wir mit den Absätzen eine freie Stelle aus, und bald knisterte ein lustiges Feuer aus Dürholz, ein echt indianisches Lagerfeuer, das fast keinen Rauch gab. Wir hüteten uns wohl, frische „Laxen“ auf die Flammen zu legen, obwohl wir den Geruch mit seinen Weihnachtsträumen sehr liebten. Aber das leßtemal hatte der dicke weiße Qualm einen saugroben Forstgehilfen herbeigeloct, dessen knochigen Fäusten wir nur durch ein Haschenspiel von Baum zu Baum entgangen waren. Für ein zweitesmal hatte er uns in Aussicht gestellt, daß er uns „derschiaßen“ würde wie „junge Füchs!“ Diesmal fühlten wir uns sicher und betteten nach kurzer Zeit die Beuteknollen unsres Feldfrevels in die heiße Asche. Wer nie gestohlene, in Asche gebratene Kartoffeln gegessen hat, weiß nicht, was gut ist. Satt und zufrieden schlummerten wir ein auf dem weichen Moospolster, und die graubärtigen Niesentannen brummten ein Schummerlied.

— — Ich saß allein in der Klasse, und vor mir stand der verhasste Professor. Ich konnte mich nicht bewegen und sah angstvoll, wie er teuflisch lächelnd auf unzählige Gasflämmchen wies, die über den Boden hüpfen und wie brennende Schmetterlinge an den Wänden krochen . . . „Clender Bube!“ rief er mit einer Stimme, die wie das Grollen des Donners klang. „Siehe die Folgen deiner unbeschreiblich niederträchtigen jugurthinischen Laten! Das Gas, welches du, deinen Lehrern zum Trotz, behufs Störung des Unterrichtes . . .“

Mit einem Angstschrei wachte ich auf. Es dämmerte stark, und weiche, warme Luft strich von der Höhe. War ich denn

wach ...? Da waren die Flammen des Traumes, glitten züngelnd in weitem Umkreis über Moos und Fallholz und beleuchteten das Antlitz des Gruber Franz, der schwer atmend mit offenem Munde schlief. Ich rüttelte ihn, daß er auffuhr und schrie ... Er sprang lallend auf die Füße ... Überall knackte es und knisterte. Rote Feuerzünglein krochen unter das liegende Reifig, gelbe, rauchende, pechgenährte Flackerflammen leckten an den Stämmen hinauf ... Der Wald brannte! Wir sprangen in Todesangst herum und traten in das knackende Reifig. Umsonst! Für eine mühselig verlöschte Stelle leuchteten in fahlem Gelb zehn andre auf. Ein Säusen und Prasseln begann, und wir sahen, wie die Flammen sich bergab ihren Weg zu fressen begannen. Unten auf den Höfen fing eine Glocke zu klingen an; in langen, zitternden Tönen rief sie in den sinkenden Tag. Wir verloren den Kopf und rannten den Berg hinunter — verzweifelt und irr sinnig vor Angst. Durch die Stämme hinter uns leuchtete immer heller der Feuerschein. Bald mußten sie's sehen unten — hoffentlich bald.

Da zerriß mit einem Male der Himmel seiner ganzen Breite nach, und ein grellweißes Licht machte uns blind. Ein entsetzlicher Knall, ein Schmettern und Prasseln folgte dem Blitz, und fast im selben Augenblick stürzten unendliche Wassermassen aus der Höhe, rauschende, endlose Regenstrahlen. In wenigen Augenblicken waren wir naß bis auf die Haut, und auf den abwärts führenden Steigen rannen schäumende erdbraune Bächlein hinab, durchnäßten unsre Schuhe und machten den Fuß ausgleiten. Was lag uns daran! Wir dachten nur das eine: wie die bösen Flammen nun zischend erlöschen mußten, wie die rote Blut in grauen Schlamm sich verwandelte im plätschernden Regen. Wir weinten vor



Freude. Denn obwohl es uns oft gesagt wurde, daß wir verbrecherische Naturen seien — in Wirklichkeit waren wir ja doch nur zwei arme Buben, die nicht anders handelten als wie gefangene Vögel, die ja auch planlos flattern und in die Stäbe des Käfigs beißen.

Und zu Hause ging es uns gar nicht so schlecht, wie wir gefürchtet hatten. Wir sahen allzu erbarmungswürdig aus in unsern nassen Kleidern. Die Lampe stand auf dem Tisch und das Abendessen dampfte ...

Die Frühherbstluft weht kühl durchs offene Fenster, und die paar Bäume drüben im Vorgarten schauern im Ahnen des Winters. Ein dürres Blatt nach dem andern weht in wirbelndem Fall zu Boden und raschelt, eine kleine Pflanzenummie, über die Klinkersteine des Gehsteiges. Nur einmal steigt so ein Blättlein in die Höhe, taumelt ein bißchen hin und her und fällt schließlich mit leisem Geräusch auf die Platte des Schreibtisches. Und da ich es näher betrachte, hat es braungraue Flügel, auf denen golden ein lateinisches Psi-  
lon gleißt, und krampfhaft angezogene Beine. Die zarten Fühler zitterten noch ein wenig, der samthaarige Körper krümmt sich, und dann liegt er still. Ein armes, kleines Leben hat seinen Lauf beschlossen und geht seiner Umwandlung entgegen. Und sein Tod, gerade so wichtig und tragisch für das geflügelte Wesen wie uns das eigene Aufhören, zaubert mit einem Schlag eine ganze Welt der Erinnerungen hervor. Denn diese kleine Eule mit dem Goldbuchstaben war der erste Schmetterling, der in meine Sammlung kam.

In den großen Städten wissen wohl nur wenige Kinder etwas vom Schmetterlingsfang und allem, was dazu gehört. Da gibt's keine Wiesen mit hunderttausend wilden, stark duftenden Blumen, und der Rasen, der die kunstvollen Beete in den öffentlichen Anlagen umgibt, darf ja nicht betreten werden. Alles ist nur zum Anschauen da, und es kann auch wohl



nicht anders sein. Denn die Leute würden an einem einzigen Tag alle die herrlichen Blüten und Kelche abreißen und mit nach Hause schleppen. So groß ist ihre Sehnsucht, ein kleines Stückchen Natur für sich allein zu haben. Aber die Kinder der kleinen Städte, die mitten im Grün und in Blumenfülle leben, besitzen dies alles, und wenn sie etwas wollen, so ist es nicht schwerer zu erreichen als auf Armeslänge. Freilich, jene seltenen und köstlichen Sterne und Goldbecher, die hoch droben im Gebirge wachsen, Edelweiß, Bergprimeln und Rauten, wirken auch auf sie mit Zaubermacht, weil sie einsam und fern vom Alltag blühen. Aber noch etwas lockt und reizt zur Jagd: die fliegenden Schmetterlinge, die, selbst anzusehen wie farbige Blumen, auf Blumen sitzen, leichtbeweglich und scheu, oft den Tag meidend und nur im Abendgrau gespenstig umherschwirrend. Es ist ja gleichgültig, aus welchen Beweggründen sich die Lust am Fang zusammensetzt. Vielleicht ist's Neugierde, das flatternde Ding in Ruhe und nah zu beschauen, vielleicht ist's Jagdlust an sich oder Sammeltrieb, sicher aber keine geringe Leidenschaft und der verwandt, die Gehörn und Geweih sorgfältig aufbewahren läßt. Nur unendlich mannigfaltiger ist das Fangen der Falter. Die wundervollen Farben und seltsamen Zeichnungen, die einer wahrhaft künstlerischen Laune der Natur zu entspringen scheinen und die Tierchen noch im Tode wie Edelsteine unter der Glasplatte des Kastens leuchten lassen, bilden vielleicht den allerstärksten Antrieb zum Sammeln.

Übrigens ist das Schmetterlingsammeln gar keine so einfache Sache. Es sind vielerlei Arten, deren Aussehen, Gewohnheiten und Aufenthalt man kennen muß. Es gibt ganz bestimmte Plätze, die der und jener Falter bevorzugt, besondere Blüten, die ihn anlocken. Die Raupen, die man zur

Verpuppung bringen will, haben ihre ganz besonderen Lebensbedürfnisse, und es ist oft mühselig genug, eine bestimmte frische Pflanze täglich herbeizuschaffen, die ausschließlich als Nahrung dient. Und wie mannigfaltig sind erst die Geräte, die man braucht. Freilich, Erwachsene haben's leicht. Aber für den schmalen Geldbeutel eines Buben ist es schwer genug, alles zu erwerben, was einmal dazugehört: das Netz aus feinem, grünem Seidengewebe, die Fläschchen mit dem Zyanfalgips, Spannbretter und Nadeln, Glaskasten mit Korkeinlage. Es gehört viel Geduld und Geschick dazu, bis die unendlich zarten Flügeltiere mit unverwischten Farben und unbeschädigt, hübsch ausgetrocknet und starr ihren Platz einnehmen. Wer aber in seiner Jugend eine schöne und selbst erworbene Sammlung besessen hat, der wird später mit Wehmut an die Zeit denken, da noch kleine Freuden, die längst ihren Wert verloren haben, das Herz höher schlagen ließen und Ziel und Zweck des sorgenlosen jungen Lebens zu sein schienen. Bis dann das Gespenst der Jahre mit dürrer Hand alle die glänzenden Flügel berührte, daß sie zu grauem Staub zerfallen mußten ...

Ich denke noch oft an die große Wiese, die in einem Tal-Kessel zwischen hohen Bergen lag, auf der Schafgarben, Küchenschellen, Taubenkropf, Bocksbart, Weidenröschen und riesige rote Taubnesseln blühten. Ein summendes Leben erfüllte die Luft mit Orgeltönen, die von fernher zu kommen schienen. Dicke Hummeln aus schwarzem Plüsch mit goldgelber Bauchbinde wühlten brummend im Löwenmaul, an dessen Stengel die zirpende Schaumzikade einen Ring aus Bläschen, den „Ruckuckspeichel“, gebildet hatte. Bienen, mit schweren Lasten von Blütenstaub an den Beingelenken, ließen sich in höheren Tonlagen hören, und grasgrüne Heu-



schrecken schrillten dazwischen mit verborgenen Grillen um die Wette. Und überall flogen die Schmetterlinge, paarweise und allein, oft in Hochzeitsflügen, oft sterbensmatt und mit zerfetzten, farblosen Flügelchen, die wie schmutziges, zerbrochenes Glas ausfahen, aller Schönheit bar. Da gab es lebhaft braune Perlmutterfalter mit schillernden Flecken, die rosasilbern-grün blitzten; Schwalbenschwänze und Segelfalter mit kühn geschnittenen Frackzipfeln an den schönen, geschwungenen Flügeln; Zitronenfalter vom zartesten Lichtgelb, Bären, ockerbraun und weiß gefleckt wie Bunzlauer Töpfe, als halbe Nachttiere vom Sonnenschein geblendet; ernste Trauermäntel, samtschwarz mit mattgelblichen Borten, neben dunkelbunten Admiralen. Blutströpfchen mit dem leuchtenden Purpurfleck saßen bei unruhigen, hellblauen Himmelsfaltern. Gemeine Kohlweißlinge, deren weiße Flügel mit Kohlenstaub befleckt zu sein schienen, taten so, als hätten sie Beziehungen zu den vornehmen Apollofaltern mit den roten Augen auf den durchscheinend weißen Schwingen, während höchstens das vielfarbige Tagpfauenauge einiges Recht zu näherer Bekanntschaft gehabt hätte. Der Fuchs flog, rötlichbraun wie sein vierfüßiger Namensvetter, schaukelnd über die Blütenköpfe, in die der Taubenschwanz und der Bienenschwärmer, anzusehen wie eine Hornisse, in seltsam zitterndem, fast unsichtbarem Fluge, gleichsam ruhig stehend in der Luft, den langen Saugrüssel steckten.

Alle diese leichten und luftigen Geschöpfe, die dem Uneingeweihten nicht allzuschwer erreichbar scheinen, verstanden es sehr wohl, auch geschickten Bewegungen mit dem Netz auszuweichen und in plötzlich raschem Fluge zu verschwinden. Sie mußten beschlichen werden wie jedes andre Wild, mit List und kleinen Künsten. Wenn der erste Schlag mit dem

Netz fehlgegangen war, hielt es schwer, ein zweitesmal auf die erforderliche Nähe heranzukommen. Flatterten sie aber endlich gefangen im grünseidenen Sack, dann hieß es, sehr behutsam zuzugreifen, daß nicht der zarte, schillernde Staub am Seidengewebe hängen blieb, und bei dieser peinlichen Arbeit kam es oft genug vor, daß die mühsam errungene Beute fröhlich entwischte.

Aber nicht nur den Geflügelten galt die Jagd, auch denen, die es erst werden wollten, den Raupen. Unter ihnen sind gar seltsam häßliche Geschöpfe, mit fragenartigen Gesichtern und drohenden Hörnern am Hinterleib. Mit diesen Schreckmitteln, die in Wahrheit nur ihre Wehrlosigkeit verhüllen, jagen sie wohl unentschlossene Feinde in die Flucht. Empfindlich beißen kann nur die halb hell-, halb dunkelfleischrote große Raupe des Weidenschwärmers, auch „Holzwurm“ genannt. Andre, die zottigen Bärenspinnerraupen oder gar die gefürchtete Nonne, können leichte Hautentzündungen durch die eindringenden und dann steckenbleibenden Spitzen ihrer harten Borsten hervorrufen. Man wußte sie aber schon anzufassen, und am Ende des Sommers stand eine stattliche Reihe von gemausten Einsiedegläsern auf dem Boden, in denen zwischen verdorrten Pflanzen und Holzstücken die eiförmigen, dichtfaserigen Gespinste oder die sonderbaren nackten Puppen großer Nachtschmetterlinge mit ihrem harten, zackigen Oberleib und dem mit beweglichen Hornringen gepanzerten Hinterleib schlummerten. Im Frühling durchbrachen sie dann die Hülle, saßen verwirrt und mit noch vielfach gefalteten kurzen Flügeln da, die rasch wuchsen und in unberührter Schönheit strahlten. Dann endete das kaum begonnene Leben im Giftdunst der weithalsigen Todesflasche. Manche starben in ihrer Puppenhülle, von kleinen Feinden aufgezehrt



oder aus anderen Gründen verendet, und es blieb nichts von ihnen als die leere, trockene Schale.

Am geheimnisvollsten war doch das Treiben der Nachtfalter, die bei Tag in dunkeln Winkeln verborgen saßen und nachts mit tiefem Summen um starkduftende Blüten geisterten. An den veilschwarzen und milchweißen Trichter Kelchen der Winden glitten die grauen Schwärmer, die nach der Blume genannt werden, wie Schatten vorüber, hie und da den Honig mit ausgerolltem Rüssel trinkend. Neben ihnen schwirrte der lebhafter gefärbte Ligusterschwärmer, die grün und rosa gezeichneten Weinvögel, die freilich nicht die zarte Farbenpracht des Neanderschwärmers, dieses seltenen Gastes, erreichten. Diese schwerfliegenden, dickleibigen Nachttiere hatten rotglühende Augen, die wie kleine Zugslaternen leuchteten. Ihr Lieblingsaufenthalt war eine Gaibblattlaube, die voll war von betäubenden Düften, und wenn man sie in Mengen locken wollte, brauchte man nur etwas Apfeläther auf die Holzplatte des Tisches zu gießen. Aber solange noch ein bißchen graues Licht war, flatterte weichen Fluges ganz ohne Bangen eine oder die andre der vielen Fledermäuse durch die umlaubten Bogengänge und holte sich einen fetten Bissen. Die scharfen, weißen Zähne wurden rasch fertig mit den weichen, seidenhaarigen Schmetterlingsleibern.

Als ein unheimliches Tier erschien uns der düster marmorirte Nachtfalter, dessen gelbgrüne Raupe auf den Kartoffelpflanzen lebt. Er trug das auf den vielen alten Grabsteinen häufig eingemeißelte Zeichen, einen gelblich weißen Totenkopf mit den zwei gekreuzten Knochen auf seinem Rücken. Viel schöner waren die Ordensbänder, unter deren hellgrauen, rindenartigen Oberflügeln die schwarzgebänderten, lebhaft blauen oder roten Unterflügel lagen. Aber die

größte Sehnsucht galt doch dem Besitz einer „Kupferglücke“, jener metallisch-rot glänzenden, großen Eule. Einer von den Buben hatte ein Exemplar des seltenen Tieres, das glänzte wie blankes Gold. Er hütete ängstlich seinen Schatz, und kein Angebot der köstlichsten Dinge vermochte ihn, den toten Schmetterling zu veräußern. Aber eines Tages wurde er ihm gestohlen, von irgendeinem, den die Sammelleidenschaft zum Dieb machte. Es war ein bitterer Schmerz für den armen Kleinen Kerl, der noch verstärkt wurde, als der offenbar von Neue ergriffene Missetäter den Schmetterling mit der Post zurücksendete. Aber er hatte ihn mit der ganzen Unüberlegtheit der Jugend in einen gewöhnlichen Briefumschlag getan, und der Aufgabestempel des Postbediensteten, vielleicht auch die Last anderer Postsendungen, hatte das wertvolle Stück in ein Häuflein braungoldenen Moders verwandelt, in dem, traurig anzusehen, Flügelscherben und zerbrochene Beinchen lagen. Später erst, viel später, hat der Bub vielleicht eingesehen, daß man goldene Kupferglücken niemandem zeigen darf, wenn man sie behalten will.

Die bunten Schmetterlinge, die einst die schönsten ihrer Art schienen, bedeuten heute nicht mehr viel. Fremde, in unerhörter Pracht gleißende, überseeische Tiere prangen heute in den Auslagen der Händler. Aber können sie so sehr erfreuen wie die, die man selbst mit dem Aufgebot der notwendigen Geschicklichkeit und Latkraft erbeutete? Ich kann es nicht glauben. Keiner von uns hätte auch nur im Traume daran gedacht, sich einen Schmetterling zu kaufen. Nur jener goldene Vogel war vielleicht eine Ausnahme; aber der war aus der Heimat. Nun, die prächtigen Farben, von atlasschillerndem Pfauenblau bis zu seidnem Smaragdgrün und blizendrotem Scharlach, machten die ausländischen Bierflügler zu begehr-



tem Schmuck für die Frauen, die ja alles Farbige und Bunte, das in den drei Reichen der Natur zu finden ist, von ihrem Standpunkt aus werten: als Puz und Untergrund der vermeintlichen oder vorhandenen Schönheit. So kommt es, daß die gepreßten Glanzflügel unter schützendem Kristall als Broschen und Hutnadeln in den Auslagen der Goldarbeiter liegen. Dadurch sind die harmlosen Sechsfüßer, bestimmt, den Garten Gottes zu zieren, eingereiht unter jene Tiere, die um ihres Kleides willen verfolgt werden: Unter die Pelztiere und Paradiesvögel, unter die Silberreier und Chinchillamäuse. Selbst der ehrliche Maulwurf mußte vor Jahren erkennen, daß sein kleines Pelzwams plötzlich begehrenswert erschien, und ein grauenhaftes Morden in seiner Sippe brachte ihn fast zum Verschwinden. Aber wie hinter dem Begehren nach Schmuck immer die heimliche Gier nach dem Geldwert steckt, so ließ man von ihm ab, und er blieb nur kurz das Opfer der Mode, die Bernstein und Halbedelsteine ebenso rasch begehrte und immer wieder verwarf wie Kolibribälge und Kaschmirtücher. Beständig bleiben nur die Dinge, die jederzeit in Münze umgesetzt werden können. Auch die Schmetterlingsflügel müssen wieder verschwinden.

Die kleine tote Eule, die der Wind auf ihrer letzten Fahrt nicht anders als ein willenloses, welkes Blatt in mein Zimmer trieb, ist nichts als ein heimlicher und eigener Gruß aus fernen Lagen. Vielleicht sind solche kleine Geschenke, die der Herbst bringt, ganz ernste Mahnungen, vielleicht ist's ein Zufall, unbedeutend und gleichgültig. Wer kann es wissen? Die Griechen stellten die Seele als Schmetterling dar, und die Puppe erinnert sehr an die bänderumwickelten Mumien ägyptischer Gräber. Und ist nicht jene verzehrende Sehnsucht nach dem Licht, die den armen Falter in die offene Flamme

treibt, auch uns allen in tiefster Seele eigen? Weiß Gott,  
die Zeit war besser, da man mit dem grünen Netz über die  
Wiese lief und sich den Kuckuck um Sinnbilder und Herbst-  
grüße schiverte!



Die Sache war also abgemacht — in einer freien Versammlung des neuerstandenen Indianerstammes der „Pau-nis“; das Kleefeld des Oberwirthes war dabei arg zertreten worden, und das jähe Erscheinen des rohen Bleichgesichtes hatte die Krieger genötigt, die weiteren Beratungen in einem Maisfelde abzuhalten. Ich war unter dem Namen „der zornige Büffel“ einstimmig zum Häuptling erwählt worden. An bedeutenden und einflußreichen Kriegern gab es noch meinen Freund Kurt, den „gelben Mokassin“, und den Sohn eines Werkbesizers, den „eilenden Hirsch“. Die übrigen, sechs an der Zahl, waren gewöhnliche Stammesmitglieder und hatten einfach das zu tun, was der „Rat der Alten“ — nämlich der Büffel, der Hirsch und der Mokassin, für gut fanden. Ein Auflehnen gegen dieses Dreimännertum wäre ein lächerliches Beginnen gewesen, und es dachte auch keiner daran.

Da es die Bauern nicht gern haben, wenn man in einem Maisfelde größere Zusammenkünfte veranstaltet, und es namentlich hassen, wenn man ferner Kürbisse aushöhlt und sie behufs Herstellung beleuchteter Totenköpfe mit nach Hause nimmt, wurden wir auch hier vertrieben. Wir mußten uns schließlich mit dem Aufenthalt in der „Wildnis“ begnügen, da auch in unserm Garten Indianerstämme nur unter bestimmten, höchst demütigenden Bedingungen geduldet wurden. Die „Wildnis“ hingegen war ein gänzlich verlassener, von hohen Mauern umgebener Platz hinter den Werken, die

der Vater des „eilenden Hirschens“ besaß. Da gab es große Schutthaufen, auf denen allerlei Unkraut wuchs, rostige Kessel, zerschlagene Fässer, Wasserlachen, deren ölige Oberfläche in allen Regenbogenfarben schimmerte. Hier hätten wir sogar ein Lagerfeuer anzünden können, ohne gestört zu werden.

Daß zu dieser Stammesversammlung auch die gewöhnlichen Krieger zugelassen wurden, hatte seinen Grund darin, daß eine allgemeine Kasse gegründet werden sollte. Der Rat der Alten hatte durchaus nicht die Absicht, den Tabak für die Friedenspfeife, den Schießbedarf, Skalpmesser usw. auf eigene Kosten anzuschaffen. Der Stamm war nur ungenügend bewaffnet. Sechs Speere, Holzstangen mit roter und blauer Bemalung, waren wohl da. Die Skalpfedern an ihrer Spitze stammten von einem auf rätselhafte Weise verschwundenen Staubwedel. Außerdem gab es vier Schleudern, drei Messer, die unter dem Titel „Taschenfeitel“ um ein Vierkreuzerstück erhältlich waren, einen „Tschibu“ (die Friedenspfeife) und drei Flanelldecken, stark nach Naphthalin riechend, deren Abgang vor dem Spätherbst kaum entdeckt wurde. Zwei Krieger, die im Sommer barfuß zu gehen pflegten und in geringem Ansehen standen, der „schwarze Adler“ und die „Bisamratte“, hatten überhaupt keine Waffen. Und was das Schlimmste war — es fehlte die Hauptwaffe, der Tomahawk! Wohl hatte Kurt zu Weihnachten eine höchst unsolid gearbeitete „Indianerausrüstung“ bekommen, bei der das Wurfbeil keineswegs fehlte. Es war aus Holz und mit Zinnblatt beklebt; selten hat ein harmloser Gegenstand so grimmiges Hohngelächter erregt wie das Beil mit seinem Überzug aus Silberpapier. Es kam auch nur einmal zum Vorschein.

Gerade unter den schwierigsten Umständen pflegt der



schöpferische Geist Erleuchtung zu empfangen. Ich muß bei aller Bescheidenheit die Eingebung, die ich in dieser trostlosen Bildnis hatte, mit den göttlichen Erleuchtungen der größten Männer vergleichen. An der Spitze eines waffenlosen Heeres, ohne Mittel (die drei Kreuzer, die ich hatte, brauchte ich für zwei Brezeln in der Zwischenstunde), stets von übermächtigen feindlichen Gewalten bedroht, schuf ich aus dem Nichts, aus den Abfällen, die da zu unsern Füßen im Schutt lagen, das, was uns fehlte. Kurz und bündig, wie es einem Häuptling geziemt, traf ich meine Anordnungen. Die gewöhnlichen Krieger wurden entlassen, und der Rat der Alten begab sich mit neun rostigen Kesselschrauben von Spannenslänge und beträchtlicher Dicke in die Schmiede der Fabrik; ich schritt erhobenen Hauptes voraus, ohne die bewundernden Zurufe meiner beiden Genossen irgendwie äußerlich zu beachten, obwohl sie mich im Innern mit stolzer Freude erfüllten. Aber ich wußte genau, wie sich ein großer Häuptling zu benehmen hat.

Der Schmied war unser Freund. Wir saßen oft stundenlang bei ihm und ließen uns die Geschichten vom bayerischen Hiesel, vom Grasel und von Rozsa Sándor erzählen. Er war auf der Wanderschaft bis ins „Hungrische, Polnische und Serbische“ gekommen und hatte eine Porzellanpfeife mit einem roten Herzen, in dem drei goldene Nägel staken. Das war das Zeichen der Nagelschmiede. Er wußte tausend Geschichten, Handwerksbräuche, Heilmittel und Zaubersprüche und hielt wenig auf die Gelehrsamkeit unsrer Professoren. Er mochte sie schon deshalb nicht, weil er das Leid mit anhören mußte, das sie uns bereiteten, und wenn er bei unsern Klagen auf das glühende Eisen hämmerte, daß Blitze und Funken sprühten, dachten wir oft, wie schön es wäre, wenn

einer oder der andere unsrer Quälgeister unter seine eisernen Fäuste käme. Dieser brave Mann war nun auserkoren (das war eben meine Eingebung), aus den dicken Schrauben richtige Tomahawks zu schmieden.

Ich trug ihm die Bitte vor. Anfangs lachte er und meinte, daß er sonst nichts zu tun habe, als „für solche Holzlöffel zu arbeiten“. Aber da der „eilende Hirsch“ der Sohn des Hauses war und ihm zwei Zigarren, „von den dicken, die der Vater in seinem Zimmer hat“, versprach und wohl auch ohne diese Umstände seine Liebe zu uns gesiegt hätte, machte er sich daran, warf die rotrostigen Eisenstücke in die Esse und ließ uns die Bälge treten, daß die Flammen blau und grün aus der Glut schossen. Wir rissen Mund und Augen auf, als wir sahen, wie geschickt er die Sache anpackte. Mit ein paar Schlägen hämmerte er das weiße Eisen vorn zu breiter Artschneide, schlug es hinten vierkantig und trieb mit dem Spitzhammer das Loch für den Stiel hinein. In einer halben Stunde lagen neun schwarze, scharfe Tomahawkklingen vor uns, und er tat noch ein übriges und machte Stiele hinein, die er mit Keilen festigte, so daß die Sache hielt „für Zeit und Ewigkeit“. Ich hatte immer große Hochachtung vor dem Handwerk, aber der Schmiedloisl übertraf doch alles, was ich bisher gesehen hatte, und unsre jubelnde Freude ersetzte ihm sicherlich den Dank, des wir nach Bubenart gänzlich vergaßen. Wir versteckten sechs der Beile an einem sicheren Orte und beschloßen, nach und nach die Würdigeren unter den gemeinen Kriegern damit zu belehnen. Leider wurde gleich danach der „eilende Hirsch“ durch einen lauten Pfiff seines Vaters, der ihn vom Kanzleifenster aus erspäht hatte, „ad audiendum verbum“ abberufen. Er konnte uns nur noch: „D je, wegen der Schularbeiten!“ zuflüstern und verschwand



sehr langsam gegen das Haus zu. Kurt und ich begaben uns in den Garten meiner Eltern.

Der Nachmittag ging seinem goldroten Ende entgegen, und die Bergwälder wurden schon dunkel, als wir unsere Laten beendigten. Die Übungswürfe mit den neuen Lomahawks waren nicht ganz nach Wunsch ausgefallen. Ein Stoß mit kostbaren gelben Rosen war geknickt, ein Kellerfenster zertrümmert und aus der Marmoreinfassung des Springbrunnens war ein großer Steinsplitter gebrochen. Man konnte ja nicht sofort die nötige Übung haben. Mir glückte es sechsmal, auf ziemliche Entfernung die rückwärtige Haustür zu treffen, so daß der Lomahawk mit der Schneide stecken blieb. Man sah es von weitem, wenn man gegen die Tür ging, und es mußte später ausgebessert werden. Unglücklich wurde das Geld dazu aus meiner Sparbüchse genommen; es war aber nicht wahr.

Unserm Latendurst konnten diese Übungen unmöglich genügen. Kurt, der die feinere Nase hatte, witterte bald den süßen Duft von Kaiserbirnen, der aus dem Nachbargarten kam. Bald darauf saßen wir wie zwei Krähen auf der trennenden Planke und äugten scharf nach dem Weidenkorb, der bei der offenen Kellerluke des Nachbarhauses stand. Überall läuteten feierlich die Abendglocken, Herbstfrieden lag über der ganzen Natur, und wir fanden, daß die Zeit wohl gewählt sei, um einige von den saftigen Birnen zu holen. Denn bis zum Abendessen war es noch lang, und niemand war im Nachbargarten. Kurz entschlossen sprangen wir wie Frösche ins Gras des fremden Gartens und standen nach einigen Sprüngen vor dem gefüllten Korb, emsig in den Birnen wühlend. Plötzlich klirrte oben ein Fenster; jemand hatte uns gesehen und rüttelte am Riegel, ungeschickt vor

Zorn und Eile. Wir liefen längs der Hausmauer ins Gebüsch, den Zaun entlang bis zur Planke, immer wohlgedeckt durch dichtes Gesträuch, und befanden uns gleich darauf mit erhitzten Wangen und geschwellenen Hosentaschen auf eigenem Gebiet, während drüben eine zeternde Stimme nach dem Hausknecht schrie. Ich sah hohnlachend meinen Spießgesellen an. Der aber stand barhaupt und kreidebleich vor mir.

„Mein Hut ...!“ sagte er.

„Wo ist er?“ schrie ich.

„Im Keller — er ist mir in die Kellerluke gefallen. Es ist der ‚gute‘ Hut.“

Das war eine schöne Geschichte, und guter Rat war teuer. Kurt konnte weder ohne Hut nach Hause, noch durften die da drüben ihn finden. Wir berieten hin und her. Schließlich kam uns ein Gedanke. Ich ging zu meiner Mutter und fragte, ob Kurt zum Abendessen bleiben dürfe. Das wurde ohne weiteres bewilligt und war schon öfters vorgekommen. Seine Eltern wußten überdies, daß er bei uns war. Nach dem Essen mußte der Hut beschafft werden, wenn drüben alles still war.

Das Abendessen verging sehr langsam. Mein Vater fragte peinlich gründlich nach verschiedenen Dingen, die sich auf das Gymnasium bezogen, und Kurt und ich verwickelten uns trotz verschiedener Fußtritte unter dem Tisch in einige Widersprüche. Mehrmals ruhte forschend des Vaters Blick auf unsern Gesichtern, und einmal sagte er zur Mutter: „Ich möchte nur wissen, was die beiden wieder angestellt haben.“ Wir waren sehr froh, als wir die Erlaubnis bekamen, in den Garten zu gehen. Jetzt oder nie! Mutig setzten wir über die Planke und schlichen auf den Zehen durch den fremden Garten. Im Hause war alles still. Ein Nachtvogel rief,



und Fledermäuse gaukelten unter dem Sternenhimmel. Manchmal strich brummend ein verspäteter Schwärmer an uns vorüber. Der Kies vor dem Hause knirschte ekelhaft. Aber wir kamen doch bis zur Luke. Sie war versperrt!

Wir waren starr vor Schrecken. Mit hastigem Geflüster hielten wir Rat. Der Hut mußte her, sonst war alles verloren. Meine Hand traf zufällig auf den Tomahawk in Kurts Ledergürtel. Da lag die Rettung! Wir knieten nieder, keuchend vor Angst, und klemmten die Klinge des Beiles in den Spalt der Luke. Da — ein Krach, ein kurzes Prasseln, und der Weg war offen. Atemlos lauschten wir. Alles war still. Nichts regte sich. Jrgendwo sangen Leute.

„Du mußt hinunter,“ sagte ich zu Kurt, und eine entsetzliche Angst für den Freund befiel mich.

„Ich trau’ mich nicht,“ sagte er, und seine Zähne klapperten hörbar. „Du bist der Häuptling — steig’ du hinunter.“

„Ja freilich!“ erwiderte ich höhnisch.

„Du bist schuld daran,“ versetzte er beinahe weinend, „und du kannst auch besser klettern wie ich.“

„Der ‚gelbe Mokassin‘ ist ein Weib,“ sagte ich mit letzter Würde. „Ich höre die Stimme eines Coyoten!“

„Du bist ein Esel,“ erwiderte er. „Ich muß doch meinen Hut haben. Ich kann ja ohne den Hut nicht zu Hause gehn!“

Da faßte ich den heroischen Entschluß, die unerhörte Heldentat zu tun. Zündhölzer hatte ich selbstverständlich bei mir. Ich stieg also in die Luke und fühlte, daß ich auf einer höchst beweglichen Lage Holz stand. Vorsichtig tastete ich mich weiter und gelangte glücklich auf den Kellerboden. Ich brannte ein Hölzchen an. Da lag der Hut — da stand der Korb mit den Birnen. Sie hatten ihn wohl im Abenddäm-

mer hereingestellt und den Hut nicht bemerkt. Nun — Birnen kann man immer brauchen, und die vor dem Abendessen hatten herrlich geschmeckt. Ich griff noch einmal ordentlich zu und achtete wenig darauf, daß die Birnen auf dem Lehm-  
boden herumkollerten, als ich mir die schönsten aussuchte. Dann kletterte ich zur Luke, den Hut in den Zähnen. Ich hatte mit beiden Händen den Rand gefaßt, da wankte der Boden unter meinen Füßen. Die Scheiter gaben nach.

„Zieh mich hinauf!“ schrie ich aus vollem Halse. Denn ich sah, daß Kurt den Kopf verlor und sich entfernen wollte.

Das tat seine Wirkung! Er eilte herbei, faßte meine Handgelenke und zog aus Leibeskräften. Mit erschrecklichem Poltern und Klumpeln stürzte unter mir der Holzstoß zusammen. Etwas in meinem Gürtel leistete Widerstand am Rande der Luke. Kurt zog und zog — da riß der Gürtel und ich war draußen. Wir liefen wie die Hasen. Im Hause ertönten laute Rufe und angstvolle Stimmen. Die Fenster wurden hell, und ein Hund bellte tief und drohend. In Schweiß gebadet kletterten wir über die Planke. Der Hut war gerettet. Als mein Vater nach uns sah, saßen wir artig auf der Gartenbank und erhoben uns höflich bei seinem Nahen. Ich verabschiedete mich von Kurt, der nach Hause ging, und legte mich beruhigt, im edlen Gefühl erfüllter Freundespflicht, schlafen.

---

In der Nacht erwachte ich mit plötzlichem Schrecken. Der Tomahawk! Das Hindernis beim Herausziehen — der zerrissene Gurt ... Mein Tomahawk lag im feindlichen Keller!

---

Am nächsten Tage fand in dem Blättchen der kleinen Stadt, das mittags zu erscheinen pflegte, folgende Notiz:



(Frecher Einbruchsversuch.)

Gestern nacht versuchten zwei Individuen in die Villa des Bürgermeisterstellvertreters einzubrechen. Sie sprengten eine Kellerluke und taten sich am eingelagerten Obst in der unverschämtesten Weise gütlich. Weiteres Unheil wurde durch das rechtzeitige Erwachen der Hausbewohner verhindert. Am Ort der That wurde ein offenbar selbstgefertigtes, plumptes und beilartiges Einbruchswerkzeug vorgefunden. Hoffentlich gelingt es dem bewährten Späherauge unsrer löblichen Polizei recht bald, die beiden Übeltäter, die man enteilen sah, dingfest zu machen. Der größere von beiden war ein älterer Mann mit struppigem Vollbart. Mehr konnte man bei der herrschenden Dunkelheit nicht sehen.

Meine Eltern besprachen die Sache beim Essen. Es wurde beschlossen, vor die Kellerluken eiserne Querstangen zu legen.

Nachmittags brachte der „eilende Hirsch“ einen Zettel des Schmiedloisl. Kurt und ich lasen mit stockendem Atem:

„Die Bolizei fragt bei ale Schmitten, wer daß gemacht hat. Laugnen tu ich nücht. Ebeste is, si sagns glei irn Hern Battern das die Sach aus da Wölt gschafft wird. Es Lausbuan!“

Das Adjektiv „plump und beilartig“ hatte ihn offenbar in seiner Handwerkerlehre verletzt. Alles war verloren.

Aber allein sollte mich das Unheil nicht treffen. Kurt mußte mit zum „Battern“. Mit wankenden Knien stieg ich die Treppe hinauf, der sündige Genosse hinter mir, und dann standen wir im großen Arbeitszimmer meines Vaters, das von blauem Tabakrauch erfüllt war. Was ich da zusammen-

stammelte, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß Kurt auf einen Wink das Zimmer verließ und daß dann mein Vater langsam und bedächtig eines seiner langen Pfeifenrohre zur Hand nahm.

Aber mein Ruhm als Häuptling war gesichert.



Da war ein alter Mann, der in der Wiener Stadtbahn mir gegenüber saß und schlief. Seine schwieligen, mit schwarzem Metallstaub bedeckten Hände hatten wohl viel Tagesarbeit hinter sich. Die Rechte, die einen eisernen Kriegsring trug, hielt eine erloschene Porzellanpfeife, und der Kopf dieser Pfeife trug ein Wappenschild, das meine Blicke auf sich zog. Darin war auf rotem Feld eine silberne Brücke mit hölzernen, steingefüllten Pfeilerkästen und einem Brettersteg, und das Ganze war das Wappen meiner Heimatstadt im Innthal. Alte, zärtliche Erinnerungen quollen empor wie warmes Blut, Erinnerungen an unzählbare Kleine, an sich unbedeutende Erlebnisse und Empfindungen, die dieser armselige Pfeifenkopf in den Fingern eines schlafenden Arbeiters auslöste.

Vielleicht denken heute nur mehr sehr wenige Menschen aus der Stadt jener Tage daran, wie geschätzt und beliebt die heute immer mehr verschwindende Pfeife war. Alle Auslagen der Kramläden unter den Lauben der Gebirgsstadt, alle „Galanteriewaren“ und Drechslergeschäfte waren erfüllt von der bunten Pracht kunstvoll bemalten Porzellans, von rahmweißen Meerschamuschneidereien und schöngefladertem Holz. Die kostbarsten Stücke waren oft im Besitz sonst bescheidener Leute. Aber damals, als noch die Handwerkskunst etwas galt und die Pöfelware noch nicht alles überschwemmt hatte, hielten die Leute etwas auf besonderen und wertvollen Besitz, auf Vollendung und Schönheit im Kleinen.

Ich erinnere mich noch sehr gut an den Hausknecht des alten Gasthofes „zur Goldenen Rose“ (oder war es ein anderes Wirtshaus?), der auf seiner grasgrünen Samtweste Silberknöpfe von fein durchbrochener Arbeit trug und aus einem wundervoll geschnittenen Ulmerkopf „Militärischen“ rauchte. Ja, an einer nichtsagenden Sache, wie sie ein Pfeifenkopf darstellt, konnte man den besonderen Geschmack der einzelnen Leute erkennen, die häufig ein tüchtiges Stück Geld in die Hand nahmen, um etwas zu kaufen, an dem sie dauernde Freude hätten. Da gab es Porzellanmalereien aus Meissen, kenntlich durch die feine Ausföhrung und Glasung des Bildes sowie durch die gekreuzten blauen Schwerter. In Mengen waren diese mit Jagdstücken und anderen Bildern bemalten Pfeifen zu sehen. Heute werden sie, dort wenigstens, gar nicht mehr geföhrt, da es niemand einfällt, auf eine besonders schöne Pfeife stolz zu sein. Damals gab es Menschen, die durch das „Anrauchen“ von Meerschäumköpfen und -spitzen, das sehr behutsam geschehen muß, wenn die schöne goldbraune Tönung entstehen soll, einen bescheiden Nebenverdienst fanden; Porzellanpfeifen wurden erst dann geschätzt, wenn sich in ihrem Innern eine so dicke Kruste aus hartgebrannter Asche gebildet hatte, daß man sie nur mit dem Kleinen Finger mehr stopfen konnte. Wer kennt heute noch die tausend Verschiedenheiten der damaligen Pfeifen, vom „Kartoffelkopf“ angefangen, auf dem nach einiger Zeit ein weißumrissenes Bild auf dunkelwerdendem Grund erschien, bis zu den kunstvoll ausgeföhrt, in Gold und Farben leuchtenden Wappenpfeifen der schlagenden Verbindungen? Es war damals alles sehr einfach, und die Freuden waren recht derb und schlicht. So harmlos waren die Menschen und so wenig ängstlich, daß solche Porzellanpfeifen mit



den unerhörtesten und unanständigsten Bildern und Inschriften in den Auslagen zu sehen waren, ohne daß jemand daran besonderen Anstoß genommen hätte. Mit Wehmut aber denke ich an jene Malereien, die für Soldaten bestimmt waren. Da lagen himmelblaue Krieger in bläulichroten Blutlachen in malerischer Stellung, über die sich ein rosenrot gekleidetes Fräulein mit gerungenen Händen und aufgelösten, semmelblonden Haaren neigte. „Kriegers Tod!“ stand darunter. Da gab es Reiter, Kanoniere und Jäger, die vorwärtsstürzten, indessen dicke Bomben mit brennender Lunte um sie flogen oder aus Geschützrohren gelbe und rote Flammen schlugen. Ach, damals sah das alles so spaßhaft-romantisch und spielerisch aus, daß man über diese schlichten Darstellungen unwillkürlich lächeln mußte, ebenso wie über jene Lichtbilder in der Vorstadt, auf denen unendlich gutmütig aussehende Fuhrwesenssoldaten mit gezücktem Seitengewehr oder grimmig dreinschauende berittene Landesschützen zu sehen waren, die ihren Schnurrbart mittels Bartwische und Rosshaar beträchtlich und kriegerisch verlängert hatten. Wer wußte denn damals noch, was das Wort „Krieg“ eigentlich bedeute! Und wie ritterlich klangen Erzählungen aus dem Munde von alten Soldaten gegen die Berichte, die wir jetzt kennen! Vielleicht — wenn wir annehmen, daß die Erhöhung der Menschheit in Wellenbewegungen vor sich geht — befand man sich damals auf einem Wellenberg, der dann langsam hinunterglitt und alle auf eine beträchtlich tiefere Ebene schwemmte, als man sie damals kannte. Vielleicht geht's danach wieder hinauf . . . Aber in die Betrachtung von Kleinigkeiten sollen sich nicht Erwägungen über Weltenschicksale mischen.

Ja, es gab damals in der Stadt, die im Winter tief und

schlafend im weißen Bergschnee lag, viele hübsche Sachen, die heute in alle Winde verstreut sind. Da war im Gasthaus „zum Riesen Haymon“ eine Weihnachtskrippe, die wohl ein Wunder an Schönheit genannt werden muß und von einem Meister der Holzschnitzkunst stammte. Die Heiligen drei Könige mit ihrem Gefolge, in funkelnden und goldstanzenden Gewändern, und die Hirten, von denen nur ein kropfiger Trottel mit herabhängenden Strümpfen bei der weidenden Herde geblieben war, schienen in größter, freudigster Eile dem Stall von Bethlehem zuzustreben. Aus einer kleinen Bauernschenke kamen Neugierige heraus, um zu sehen, was es gäbe, und nur ein Gleichgültiger saß unbekümmert bei Käse und Brot und aß ruhig weiter. Das Ganze läßt sich nicht so einfach schildern, war aber das Meisterhafteste in dargestellter äußerster Bewegtheit, was ich je gesehen habe. Wenn man lange vor dieser Krippe stand, wuchsen die Figuren unheimlich rasch zu Menschengröße, schienen sich zu bewegen und mit dumpfem Wundergefühl dem armen Stall zuzueilen, über dem der geheimnisvolle Stern zitternd und blinzeln schwebte. Ich glaube, diese schöne Krippe steht heute in einer fremden Sammelhalle neben vielen andern Dingen, für die sich wohl auch bei uns das nötige Geld und ein Plätzchen gefunden hätten. Schade!

Für Menschen, die heute aus Vorliebe und Verständnis alte, schöne Sachen sammeln und sich an ihnen erfreuen, wäre damals in der Stadt im Juntal vieles zu finden gewesen. Da war eine alte, arme Frau, die einst bessere Tage gesehen hatte und noch immer ihren Nachmittagskaffee aus einem Geschirr von braunem „Wedgewood“ mit weißen halberhabenen Bildern trank und ganz zufrieden war, als man ihr neue Tassen und Kannen aus festem Porzellan da-



für gab. In kleinen Trödlergeschäften hingen auf Elfenbein gemalte Kleinbildnisse, standen goldgehengelte Tassen mit fein ausgeführten Gemälden aus der Zeit des ersten Kaiserreichs und Überfanggläser — alles um ein paar Silbergulden zu haben. Wenn man sich die Mühe genommen hätte, auf den mit allerlei Kram gefüllten, weitläufigen Dachböden der alten Häuser in Stadt und Land, in staubigen Schränken kleiner Kirchenstuben und in Bauernzimmern herumzusehen, hätte man Dinge entdeckt, die heute mit Gold aufgewogen werden. Das ist dann später natürlich in reichstem Maße geschehen, und heute gelten dort wie überall die Preise des Weltmarktes.

Ich weiß es noch wie heute, wie ein Mitschüler eine echte blaue Mauritiusmarke, die nun viele Tausende kostet, gegen ein Zimmergewehr mit fünfzig Ladungen umtauschte. Auf einem wertvollen Steingutteller aus dem 17. Jahrhundert lagen die Butterwecken einer Marktfrau, bis sich endlich ein Kenner des Stückes erbarmte und es abzuholen versprach. Am nächsten Tage war der Teller zerbrochen, da man ihn einer allzu heftigen Reinigung unterzogen hatte. Mit einer feingestochenen Streitart wurde Holz in einem Keller gespalten, und auf dem Haupt eines soldatenspielenden Buben fand man eine golbeingelegte Sturmhaube. Eine Truhe mit verschrobenen Länzern aus Burbaumholz, die vor Alter und infolge schlechter Behandlung aus den Fugen ging, wurde von ihrem Besitzer, einem Kleinhäusler, zu Brennholz zerhackt und mit einer elfenbeingelegten Armbrust aus marimilianischer Zeit liefen Gassenkinder herum und ließen sie irgendwo im Wald liegen. Dann freilich kamen mit dem wachsenden Fremdenstrom die Händler, die mit Goldwägen solchen Dingen nachschmupperten, und endlich war es

so weit, daß man auf Einödhöfen hoch im Gebirge irgend ein schönes Stück entdeckte, das ein unberufener Alttertums-  
händler dem Bauern in Vertrieb gegeben hatte und das ge-  
rade nicht immer unbedingt echt sein mußte. Wenigstens  
erzählt man sich eine Geschichte, daß ein Bauernknecht, der  
dem Käufer einen teuer erstandenen bemalten Schrank aus  
einem solchen Berghof ins Thal trug, auf die Frage, wie viel  
er für diesen Dienst verlange, treuherzig erwiderte: „No, so  
viel halt, wie i vor acht Tagen fürs Auffitragen kriagt hab.“

Daß die alten Volkstrachten allmählich verschwunden sind  
und der Sonntagmorgen auf dem Pfarrplatz, der einst so  
anregende Bilder aufwies, einen recht alltäglichen Anblick  
bietet, liegt auch in dem Umstand begründet, daß die Freude  
am Besonderen und Eigenartigen längst entschwunden ist.  
Denn diese Sonntagstrachten aus schweren, unverwüstlichen  
Stoffen allerbesten Art, mit Treßsen aus schwerem Gold und  
mit Knöpfen und Behängen aus Silbermünzen, kosteten viel  
Geld. Auch lieben es die Leute nicht, aufzufallen und sich  
angaffen zu lassen. In jenen Jugendtagen trugen noch alte  
Weiblein eine seltsame Kopfbedeckung, wie sie in verkleiner-  
tem Maßstabe noch heute die Mädchen und Frauen aus dem  
Bregenzer Wald tragen. Die Fuhrleute gingen stolz in  
blauen, mit weißer Stickerei an Hals und Schultern ge-  
zierten Kitteln, hatten die Hosentröhren mit festem Leder  
besetzt und knallten mit Peitschen, deren Stiel ein Kunstwerk  
aus edlem Holz, Elfenbein, gefärbtem Horn und Silber-  
ringen war. Gibt es noch derart herrliche Kummerte wie sie  
auf den Hälsen der Pinzgauer schaukelten, mit rotem Tuch,  
Dachsfell, handbreiten flachen Messingringen und Giebeln?  
Ich weiß es nicht, aber gesehen habe ich sie nur selten mehr.

Ja, dies alles sind Kleinigkeiten, und mancher wird kaum



begreifen, daß man an solchen Dingen hängen oder gar ihnen nachtrauern kann. Über Gefühle läßt sich nicht streiten, und keiner kann dem andern so recht erklären, was in der eigenen Brust vorgeht. Ich meine, daß sich aus ungezählten solchen Kleinigkeiten das Erinnerungsbild der Jugendzeit zusammensetzt und daß ihr Schwinden eine sanfte, aber eindringliche Mahnung ist, die das Herz schneller schlagen läßt. Denn man fühlt mit grausamer Deutlichkeit, daß man das, was von dieser Welt ist, nicht festzuhalten vermag. Man sieht stumm und ergriffen zu, wie alles anders wird, und meint zu empfinden, daß es nicht besser sein kann, als es war. Die bemalten Pfeifenköpfe sind zu Scherben geworden, die Leute, die an ihnen Freude hatten, liegen unter der grünen Erde. Kleinigkeiten! So hoch wir uns auch zu stellen vermeinen, so kühl unser Denken geworden ist — tief im innersten Innern sind wir doch das Kind geblieben, und wenn wir uns auch noch so gut vor uns selbst verstecken: wir kommen von Dingen nicht los, die wir für leblos und ohne Seele hielten, ohne zu wissen, daß sie in uns selbst nach Gestalt, Farbe und mit allen Gedanken, die sie einst umspielten, weiterleben. Es sind kleine Freunde, die demütig im Hintergrund bleiben, bis wir sie rufen und heraufbeschwören aus versunkenen Tagen, deren Wert wir erst kannten, als der eiskalte Wind einer anderen Zeit uns um die Ohren zu pfeifen begann. Und so mag es kommen, daß wir immer wieder mit seltsamer Hartnäckigkeit zu Erinnerungen flüchten, die wie Mutterhände sind. Jeder denkt an etwas andres, und es ist doch im Grunde dasselbe und nichts andres als das beredete Schweigen, mit dem zwei alte, treue Freunde beim Wein sitzen und sich verstehen, ohne ein Wort zu sprechen.

Neben vielen angenehmen gibt es für mich drei unangenehme Erinnerungen an jene Früchte, die man gemeiniglich mit dem Sammelnamen Obst bezeichnet. Die erste hängt mit den schmerzhaften Folgen des nicht gerade maßvollen Genusses unreifer Äpfel zusammen, die zweite mit zuckerbestreuten halben Zwetschken, die auf einem flachen Kuchen lagen und bedenkliche Lücken aufwiesen, für die ich dann als „Lückenbüßer“ im wahren Sinne des Wortes dulden mußte, und eine dritte, die etwas weniger einfach ist. Ich war damals bei Verwandten auf Besuch, die ein großes Werk in einer Stadt an der deutsch-belgischen Grenze hatten. Eines Tages kam ich in einem neuen Matrosenanzug aus blütenweißer Leinwand in den Stall, in dem ein Holländer namens Pieter die schönen Brabanter Pferde betreute, die zu zweit hintereinander in hochräderige Karren gespannt wurden. Gerade sollte so ein Plachenkarren abgehen. Das Geschirr der Pferde glänzte von frischer Wicse und von Messingschmuck, und ganz besonders gefiel mir eine Art kleiner, wohl nur zum Schmuck bestimmter Sättel, die die Gäule auf dem Rücken trugen. Der gutmütige Knecht hob mich auf mein Bitten hinauf, und so ritt ich stolz bis zum Thor. Als mich Pieter wieder herunterhob, waren die weißen Hosen des neuen Anzuges auf der Innenseite kohlschwarz, was ihn und mich mit gelindem Schrecken erfüllte. Da ich aber einen eben hinzukommenden kleinen Freund ersah, vergaß ich rasch die



üble Bescherung und lief mit ihm bis zum Obstgarten, in dessen Hecke wir ein Loch entdeckt hatten. Dieses Loch kostete mich beim Durchkriechen einen langen Riß in der Jacke. Bei einem Beete, in dem Hunderte von scharlachroten Ananas-erdbeeren leuchteten, kam es zwischen mir und meinem Begleiter zu einer Meinungsverschiedenheit, die alsbald zu einem Ringkampf führte, in dessen wechselvollem Verlauf wir beide in das Erdbeerbeet fielen, und zwar wollten es Pech und feindliche Tücke, daß ich der Untenliegende war. Mit dem geschwärzten, mit zahllosen Erdbeerflecken gezierten und zerrissenen neuen Anzug kam ich dann gegen Mittag auf Schleichwegen nach Hause, und nur der furchtbare Schreck, den meine Angehörigen beim Erblicken der vermeintlichen Blutflecke erlitten, und die wohlthuende Erleichterung, die sie bei näherer Betrachtung empfanden, retteten mich vor demütigenden Ereignissen in bezug auf den geschwärzten Hofenteil.

Seither habe ich keine besonderen Erlebnisse mehr gehabt, die mit Obst in Zusammenhang gewesen wären, und wenn sie stattgefunden hätten, so wären sie neben Adams verhängnisvollem Apfelbiß oder neben der Ungeschicklichkeit des Paris, der den Preisapfel nur in drei Schnitze hätte zu teilen brauchen, um den Trojanischen Krieg nie entstehen zu lassen, ganz bedeutungslos gewesen. Trotzdem bin ich im Hinblick auf viele Obstsorten, die andre Menschen leidenschaftlich gern essen, ohne Begehren geblieben und habe mich bei ihnen mehr über Duft und Farbe als über den Geschmack gefreut. Ein Arzt sagte mir einmal, das ginge vielen Rauchern so, und das mag sein. Sicherlich habe ich bei manchen Menschen und auch bei mir eine übermäßige Empfindlichkeit und Abneigung gegen die geringste Spur von Säure gefunden, die gerade

vielen das Erfrischende und Prickelnde beim Obstgenuß ist. Im allgemeinen bevorzugen fast alle Menschen, die dem Laster des Rauchens (leider ist es ein Laster!) verfallen sind, sehr süßes Obst, wenn nicht gar nur Eingemachtes.

Aber die Liebe zum Obstgarten, die in jedem Kinde mächtig ist, ist mir geblieben, und die Freude an den wunderbaren bunten Geschenken aus dem unerschöpflichen Füllhorn der Natur. Zum richtigen Obstkenner habe ich es jedoch nie gebracht. Ich weiß wohl die Weichsel von der schwarzen oder von der Herzkirsche zu unterscheiden, aber das Wort „Amarelle“ zum Beispiel, das eine wachsgelbe Kirschenart bezeichnet, war mir bis vor kurzer Zeit unbekannt. Am besten kenne ich die Allerweltsobstsorten, die wirkliche Züchter nicht mehr interessieren. Zur Zeit, als ich noch ein Knabe war und in der damals so stillen kleinen Stadt lebte, gingen so zwei, drei Buben zu einem beliebigen Bauern und erwarben um ein Silbersechserl pro Mann und Kopf das Recht, auf einem Kirschbaum im Acker zu steigen und so lang zu essen, als es eben der Magen erlaubte. Ein paar Duzend versehentlich verschluckte Kerne schädeten niemand, da damals der Blinddarm noch nicht bemerklich war. Anregender war uns schon die Pflaumenzeit, in der es neben den blauen, nach süßem Wein schmeckenden Zwetschgen, große, gelbe und rote Eierpflaumen, grüne und gelbe „Reineclauden“ und kleine „Mirabellen“ gab. Für den Herbst hatte man neben dem eigenen Garten zahllose Einladungen zur Obstlese bei Schulfreunden, und es waren lustige Tage, wenn aus dem leise welkenden Gras rotgeflamnte, gelbe und purpurne Äpfel leuchteten. Damals war alles Obst unendlich billig, und im Winter lagen auf den Lattengestellen der Keller Reinetten, Lederäpfel, Schafsnasen, Rosmarin- und Zitronenäpfel, die



das ganze Haus mit erfrischendem und köstlichem Duft erfüllten.

Junge Leckermäuler, die in einem tüchtig versehenen Hause leben, teilen im stillen das Jahr nach seinen Früchten ein. So werden wohl auch heute noch viele Buben und Mädchen sehr genau wissen, wie die Einsiedezeiten einander folgen. Bei solchen Gelegenheiten fällt ja immer etwas ab, und die nun wie so vieles Schöne und Angenehme dem verfloffenen Kriege zum Opfer gefallenem, von brodelndem zuckersüßem Inhalt erfüllten Messingkessel waren stets ein starker Anziehungspunkt. Fast immer schöpfte die gütige Hand der Mutter einen Löffel voll heraus, dessen glühender Inhalt aber erst nach langem, geduldigem Blasen genossen werden konnte. Gewöhnlich wurde bei solchen Gelegenheiten eine kurze warnende Geschichte von jenem ungeduldigen Kinde erzählt, das nicht warten wollte und sich ein Loch in den Magen brannte, an dem es jämmerlich sterben mußte. Auch heute sieht wohl die Jugend mit Freude zu, wie sich allmählich die Gläser mit Erdbeermus, mit rötlichgelben Marillen, mit hellrotem Ribiselsaft, mit Himbeerblut und dunklen Nüssen füllen. Ach, diese grünen Nüsse machten fast so viel Arbeit wie die Hagebutten, hier „Hetschepetsch“ genannt, aus denen man erst die haarigen Kernlein entfernen muß, deren graue Borsten sich in die Fingerspitzen bohren und unerträgliches Jucken erzeugen. Die grüne Nuß soll erst mit ungezählten, derben Nadelstichen durchbohrt werden, bevor sie in den Zuckersud kommt. Sie rächt sich, indem sie mit ihrem Saft Finger und Hände für einige Zeit mit fast unausstilzbaren dunkelbraunen Flecken verunziert.

Beeren brauchte man sich damals wahrhaftig nicht zu kaufen, denn ein einfacher Nachmittagsausflug genügte, um

reiche Beute einzusammeln. Erd-, Schwarz- und Brombeeren gab es — jedes zu seiner Zeit — in Überfluß, ebenso Preiselbeeren, in Tirol „Granten“ genannt. Haselnüsse wuchsen an allen Wegen und Stegen, ebenso wie Dirndln (Zaunfirsche) und Weinscharl (Berberitzen). Schwarze und weiße Johannisbeeren, Stachelbeeren, die man in Wien nach einem spanischen Worte „Agrasln“ nennt, wuchsen und wachsen ja heute noch in jedem Garten für Kinder und kleine Sängler. Von eingeführten feinen Obstsorten wußte man damals wenig, und in Wirklichkeit waren unsre guten Apfel, und namentlich die köstlichen Kaiser- und Salzburgerbirnen, Früchte, die jeden Vergleich bestehen konnten. Die kaum vergangene böse Zeit hat uns stark auf unsre braven einheimischen Früchte verwiesen und das Überseeische so ausgeschaltet, daß wir zur „eisernen“ Weihnachtszeit kaum die alten trockenen Feigen unsrer Jugend bekamen und gar keine Datteln.

Oft, wenn ich zur Zeit der Obsternten so einen kleinen Burschen sehe, der mit gesunden Zähnen seelenvergnügt in einen Apfel beißt, daß es knirscht, denke ich mit heimlichem Lächeln verbotener, aber deshalb doppelt lockender Raubzüge in feindliche Obstanlagen, an plötzliche Überfälle durch wachsame Bauern, die mehr Geschrei als wirkliche Gefahr in sich bargen. Denn schließlich nahm man's mit den kleinen Obsträubern in guten Jahren nicht so genau. Jetzt freilich ist wohl auch das anders geworden, und die Herzensgüte ist gewiß vielfach mit jenen Zeiten verschwunden, in denen der Bauer nach frommer Sitte eine Garbe auf dem Felde ließ für das wilde Getier, das ja auch von Gott erschaffen ist.

Aber das Herz jedes Menschen freut sich doch, wenn auf den Obstmärkten der reiche Segen eines fruchtbaren Jahres aufgestapelt und geordnet zu sehen ist. Keine Speise, die



uns die Natur schenkt, ist so einladend mit Düften und herrlichen Farben ausgestattet wie das Obst. Der starke Geruch der Bergamottbirne, der süße Erdbeerhauch, der feine Duft der Rosmarinäpfel — sie alle wehen zur Zeit ihrer Reife leise, aber doch merkbar in den Lüften und erfüllen die Marktgegenden mit lauten Wohlgerüchen. Auch wenn man nicht zu kaufen gesonnen ist, wird man fröhlicher beim Vorübergehen an den vollgehäuften Körben, als verspürte man unbewußt ein liebes Grüßen unser aller Mutter, der Erde, die uns armen, in Steinen gefangenen und gefesselten Großstadtmenschen ihre holdesten Gaben sendet. Ich glaube nicht der einzige zu sein, den bei solchem Anblick Fluchtgedanken befallen. Der alte unerfüllbare Traum vom eigenen Besitz, zu dem die unbescheidene Einbildungskraft sich ein wenig Wald und Jagd, ein Forellenbächlein, Obstanger und Haustiere wünscht, nimmt den wachen Sinn gefangen und läßt die Sehnsucht nach Landeinsamkeit, nach stillen, verschneiten Wintertagen und nach dem Frieden des Herzens mächtig auflodern.

Den Kleinen aber, die gerade ins Leben hineinwachsen, sind die Freuden der Obst- und Sonnenzeit unverdorben durch begehrlische Wünsche. Weiß Gott, wenn ich ein sehr reicher Mann wäre, ich würde irgendwo einen weiten Grund mit Obstbäumen, seichten Weihern, schattigen Ruheplätzen und großen grünen Wiesen kaufen, würde mir Hütten bauen lassen, wie man sie für die Verwundeten errichtet hat, und dort müßten jedes Jahr ein paar tausend arme Kinderchen ihren richtigen und schönen Sommer haben, und wenn es keinen andern Zweck hätte, als daß sie später einmal lächeln können, wenn sie als Erwachsene und im harten Leben Stehende ihrer Jugendzeit gedenken!

Die Ostertage, an die ich denke, sind schon so lange unter den Schatten der Vergangenheit begraben ... Nur manchmal, wie man hoch auf einem Berge beim Blick in ein nebliges Thal die grauen Schleier zerreißen sieht und da und dort ein weißes Haus auf grünem Grund, einen finsternen Wald oder gefleckte Tiere auf einer Weide erblickt, sehe auch ich ein Stückchen der Welt aufschimmern, wie sie in meinen Kindertagen war, einer Welt, die im übrigen so verdeckt und verschwunden ist wie ein Gebirgstal im Dunst.

Immer, wenn ich den herben Bastgeruch der Stürme im Vorfrühling rieche, den etwas moderigen Atem der erwachenden Erde oder den kalkigen Duft eines Maurerkübels, zerreißen die Hüllen, mit denen die Riesenspinne Zeit mein Jugendland verhängt hat. Und aus dem Riß quellen farbige und dunkle Bilder. Und mitten unter ihnen lächelt verlegen und beschämt das gute Gesicht des kleinen Hans Wittner, der noch an den Osterhasen glaubte.

Die Glocken meiner frommen Heimatstadt, diese tief und süß klingenden, ein wenig traurigen Glocken, waren nach Rom geflogen, und in den Kirchen riefen die Ratschen mit bretternem Klang zur Trauermette. Wieder war der Heiland den grausamen Leidensweg bis zum Kreuzestod gegangen, war mit Dornen gekrönt, angespien und seiner Kleider beraubt worden, und mit bangen Herzen sahen wir die purpurroten, tiefblauen, blutvioletten, goldgelben und mondblei-



chen Glasfugeln, von verborgenen Kerzen mit glühender Pracht durchstrahlt, als Schmuck an seinem von römischen Kriegeren bewachten Grabe. Und am Nachmittag tönte die Klage des Propheten Jeremias über die Stadt Jerusalem in weinenden Noten vom Chor und verklang nach jedem Absatz der Lamentationen wie ersticktes Schluchzen in den dämmerigen Winkeln des Schiffes ... Draußen aber stand die Sonne hoch über den weißen Bergeshäuptern am blauen Himmel, und die Vögel schrien vor Lust und Ungeduld zwischen grünen Knospen und Astwerk. Und alsbald stellten sich unheilige Gedanken ein, die um zuckerne und gefärbte Eier und um die bubengroße Osterbrezel gaukelten, in der ebenfalls Eier, zierlich mit Leigspangen überflochten, zu sehen waren. Aber dies alles kann nichts von dem seltsamen unklaren und überirdischen Gefühl verraten, mit dem diese Zeit unsre Kinderseelen ganz und gar erfüllte.

Sonderbare Lage ... Eine unerklärliche Unruhe trieb mich und meinen Freund, den Gschwendtner Franz, durch die Straßen, und ein kleiner Verdruß in der Schule, der eigentlich gar nichts zu bedeuten hatte, wirkte noch lange in einer halb weinerlichen, halb trozigen Stimmung nach. Dann trafen wir einen Mitschüler, den Hans Wittner, ein liebes, etwas schüchternes Bürschchen, der eine große Zuneigung zu mir gefaßt hatte und den ich, der Stärkere und Ältere, bei gelegentlichen Raufereien unter meinen Schutz und Schirm nahm. Er war erregt und hatte sehr rote Wangen; er müsse uns etwas Wichtiges sagen. Wir gingen meinem Elternhause zu und setzten uns in ein kleines Sommerhaus, das im frischen Wind knarrte und ächzte. Aber hier störte uns niemand.

„Ein Wunder ist geschehen ...“ sagte der Hans fast

atemlos. „Ich hab' an den Osterhasen ein' Brief geschrie-  
ben, und da ...“

„Was hast du?!“ rief ich und sah ihn an wie ein Wun-  
dertier. Dieser große Bub glaubte noch an den Osterhasen?  
Der Gschwendtner lachte auf.

„Ich hab' zwei schwarze Küniglhafen vom Geppert ge-  
kauft um sechzig Kreuzer, weil er gesagt hat, daß sie Junge  
bekommen. Und jetzt habe ich sie schon drei Monat, und sie  
haben halt nie Junge bekommen. Da hat meine Mutter ge-  
sagt, ich soll einen Brief an den Osterhasen schreiben. Ge-  
stern hab' ich den Brief geschrieben. Und heut in der Früh,  
wie ich den Stall aufmach, sind acht Junge drin!“

Ich sah ihn sprachlos an. Der Franz stieß mich mit dem  
Knie.

„Und da glaubst du, der Osterhas' hat die Jungen ge-  
bracht?“ schrie er. Hans blickte uns unruhig in die Augen.  
„No freilich — was denn?“

„Du bist ja ein Tepp!“ lachte der Franz. „So was!  
Jetzt glaubt der große Lackel, der Osterhas' bringt ihm junge  
Künigl! Schämst d' dich nicht, so dumm zu sein ...?!“  
Auch ich lachte übertrieben und blähte mich im Gefühl meiner  
geistigen Überlegenheit.

Der Kleine hatte Tränen in den Augen, aber die Grau-  
samkeit, die Kindern eigen ist, trieb uns, ihn noch stärker zu  
verhöhnen und auszulachen.

„Ja, was glaubst denn du, wie die Künigl Junge krie-  
gen?“

„No ... sie ... sind halt in 'der Nacht gebracht wor-  
den ...“

Wir schüttelten uns vor Vergnügen, und der Franz patschte  
sich atemlos vor Gelächter auf die Knie.



„Und — und was glaubts denn ihr?“ stotterte der Hans.

„Geh heim,“ sagte der Franz, „vielleicht hat der Osterhas' noch ein paar dazu gebracht, weil du gar so brav bist. — Komm,“ rief er dann mich an, „wir gehen in den Steinbruch. Dort sind Eulen. Vielleicht erwischen wir eine.“

„Darf ich mit —?“ fragte schüchtern der Hans.

„Ja freilich!“ schrien wir wie aus einem Mund. „Geh nur heim, du!“ Der Wittner Hans schlich sich traurig fort.

Der Franz und ich sprachen lange nichts, während wir durch die schwarzen Felder stapften. Nachträglich tat uns unser bössartiger Hohn und unsre Hartherzigkeit bitter leid. Aber als wir zwischen den Steinblöcken des Bruches herumkrochen und nach Eulen fahndeten, vergaßen wir alles andre — auch den kleinen Hans und seine Rünigl.

— — — — —

Nach den Osterferien traf ich ihn auf dem Schulweg. Er kam gleich auf mich zu und begann gereizt und böse zu sprechen.

„Daß du's nur weißt, ich bin nicht mehr so dumm. Ich glaub' auch nicht mehr an das Christkind und an gar nichts mehr. Und die Rünigl hab' ich wieder dem Geppert verkauft.“

„Ja, warum denn —?“ fragte ich verblüfft.

„So halt. Sie freuen mich nicht mehr. Es ist überhaupt ganz anders jetzt, seit ich weiß, daß mich die Mutter angezogen hat.“

„Aber geh ...“ Etwas wie schmerzhaftes Neue schlich mit schweren Füßen über mein Herz. Ich wollte noch etwas sagen, aber der Hans sah mich feindselig an und lief davon, einem mir widerwärtigen und nicht im besten Rufe stehenden

Mitschüler nach, der grinsend vorübergegangen war. Es tat mir weh, daß ich seine Freundschaft verloren hatte.

---

Seither ist die Zeit gelaufen in lauter kurzen, hastigen Sekundenstrittchen, aber ohne jede Last, und so ist der Weg weit geworden, der zu jenen versunkenen Ostern führt. Den lieben, singenden Wohlklang der Heimatsglocken hat das unersättliche Maul des Krieges verschlungen, und den Osterhasen hat der dürre Fuchs „Borbet“ gefressen. Und der Kleine Hans ist groß geworden. Und von dieser ganzen Geschichte weiß er wohl kaum mehr etwas. Es ist auch schon so lange her ...



Welfbestäubt, in buckligen Schlangenlinien wendet sich die breite Straße vom Fluß abseits ins Land; zerzaust und windgebogen stehen die Pappeln in endloser Reihe, wie eine Schar von Wächtern. Die meisten der hohen Bäume sind wipfeldürr und krank; manchem hat der Blitz das weiche Holz verbrannt und die Aste abgefegt. Und da und dort steht schon eine Eberesche mit lustigem, hellem Grün als Ersatz für einen Gefallenen zwischen den siechenden Genossen.

Wer diese Straße wandern will, muß Geduld haben und gute Schuhe. Der Weg ist weit von einer Stadt zur andern, und die Dörfer liegen an Seitenpfaden. Ihr Name steht auf manchem schiefen Wegweiser, der mit plump gerecktem Holzfinger zeigt. Fern stehen dunkelgrüne, dichte Wälder. Neben der Straße wogt silbergrünes Korn im Winde, mit Wiesen und goldgelben Rapsfeldern wechselnd. Der Schritt des Menschen ist so klein, und viele Male muß er Fuß vor Fuß setzen in Staub und Hitze, ohne daß sich das Bild ändern würde, wenn er vor Nacht und Laufall das Wirtshaus an der Heerstraße erreichen will. Wenn es dunkelt, leuchtet die weiße Heerstraße noch lange, als gäbe sie das Sonnenlicht zurück, das sie den ganzen Tag trank. Sonst trägt auch sie die vier Gesichter des Jahres, wie alles in der Natur. Im Frühling ist die Erde braun und dampft. Der Sommer geht mit Sonnengold und rauschendem Gewitterregen über das Land, bis die gelben Blätter zu tanzen beginnen im kalten Nord und in den Wäldern Schüsse hallen. Dann kommt das

graue, glatte Eis in den Wagen Spuren und das Pfeifen der Winterstürme in den entlaubten Bäumen, die wie große Ruten in den bleifarbigem Himmel drohen.

Oben auf einer Bodenwelle liegt das alte Wirtshaus. Ein paar krüppelige Obstbäume, ungepflegt und griesgrämig, schützen es von der Windseite. Es ist ein stattlicher, viereckiger Kasten mit vielen blinkenden Fenstern. Eiserne Kreuzstäbe, kantig geschmiedet, verwahren das Erdgeschoß mit dem weiten, halbrunden Tor, das nachts schwere Riegel schließen. Eine Regalbahn aus grüningestrichenem Lattenwerk ist ganz überwuchert von süßduftendem Geißblatt, und an den Fenstern unter dem Dach, wo die Mägde wohnen, leuchten brennrote Nelken. An der Krippe vor dem Haus, nur halb angesträngt am Plachenwagen des Händlers, stehen in guter Ruhe zwei Braune, den Hafer zermahlend. Unter den Dachsfellen und dem roten Flanellzierat der schweren Kummerte blitzen breite Messingringe und das Fuhrmannszeichen, der Striegel mit dem Kopf. Gelbe und weiße Hühner picken nach verlorenen Körnern, um mit hellem Gackern zu entfliehen, wenn ein starker Huf den Boden schlägt oder eines der Pferde nach den Bremsen beißt, die es peinigen. Der alte Holunderbaum neben dem Christus und der schmerzhaften Mutter Gottes wirft breiten Schatten über das müde Gespann. Weitum liegt still das Land im Mittagszauber, nur ein schwacher Wind läßt die Ähren wogen. Stahlblaue, weißbauchige Schwalben flitzen unter der blauen Himmelswölbung und fliegen gaukelnd bis in den dunkeln Flur, in dem sie alljährlich auf Kleinen, für sie bestimmten Brettlein ihr graues Lehnneft bauen.

Drin im Hause ist's kühl und dunkel. Die blanken eisernen Schlachtringe an der Kreuzwölbung glänzen nur wenig



aus dem Dämmer des Flurs. Aus der Schwemme klingt eine fröhliche Stimme:

Bin i nit a lustiger Fuhrmannsbua,  
Bin i nit a lustiger Bua . . .

Das Klappern der Zinndeckel, das Lachen einer Kräfftigen Frauenstimme und das Klirren des Küchengeschirrs begleiten den Sänger, der in seinem blauen, weiß ausgenähten Kittel breitbeinig auf der Bank sitzt. Die Pferde stehen im weiten Stall; der Händler mit der Geldkase um den Leib sitzt hier zu kurzer Raft, und seine Gäule sind es, die vor dem Hause scharren. Ein hohes Holzgitter schließt die Schank mit den Flaschen und Gläsern vom Zimmer. Das Bierfaß mit blanker Piepe steht handgerecht auf dem Bock in der Ecke. Der Fuhrmann wirft einen zärtlichen Blick auf das Faß, wenn er, langsam genießend, den milchweißen, dichten Schaum vom Glase bläst, bevor er zu köstlichem Trunk ansetzt. Und dann betrachtet er das Porzellanbild auf dem Deckel, einen Rothirsch in giftigrünem Gebüsch, und setzt bedächtig den Glaskrug mit dem braungoldigen Inhalt auf den nassen, zinngefaßten Filz. In die Ecke gedrückt, nahe dem Eingang, hocken zwei Handwerksburschen vor einem Glas. Ihre kunstvoll gedrehten Ranzen, die „Berliner“, liegen unter der Bank. Die dicke Wirtin hinter dem nassen, blechbeschlagenen Tisch späht mißtrauisch durch die Holzstäbe ihres Käfigs; sie kennt das Volk der Landstraße und seine kleinen Listen und ärgert sich über die blonde, rotwangige Kellnerin, die neben dem Fuhrmann sitzt und es versäumt hat, sich das Bier von den beiden Gefellen im voraus zahlen zu lassen. Viele Menschen scheuern im Laufe des Tages Tische und Bänke; allerlei Fahrende, vom harmlosen „Kunden“ und seiner unsteten Genossin, der „Lippelschickse“, bis zu verwogen aus-

sehenden, frechäugigen Gefellen, nach denen der Gendarm vergeblich fahndet. Bärenführer, Zirkusleute, Hausierer, dunkelhäutige Zigeuner, Sachseingänger und Hopfenpflücker kommen hier vorüber und flüchten aus der Glut in die Kühle, aus Frostschauern ins warme Herbergszimmer. Ehrsame Bauern füllen das Zimmer an Markttagen; manchmal hält eines der Dörfer eine Hochzeit hier oder einen Leichenschmaus. Und über den schweren Tischen hängen noch aus alter Zeit silberfunkelnd und farbig die Zunftzeichen: die Brezel mit den Löwen, der Bottich der Brauer, das zierliche Biergespann der Fuhrleute, von Glaswänden umgeben. Das ist alles aus der Zeit, da ein hochgepackter Frachtwagen nach dem andern kam, die weiten, jetzt so leeren Ställe zu eng schienen. Da klangen die harten Taler auf den Eichenplatten, und die Karten klatschten mit wuchtigen Trümpfen nieder. Auf allen Herden der Küche prasselte es über gelbrotten Feuern, und aus der Haferkammer quoll der Körnerseggen für die großen Zugpferde. Da wurde gezecht und gesungen, erzählt und geschertzt. Frohe und schlimme Kunde ging von hier aus durchs Land. Es waren schöne Tage ... Der Dreibein stand auf dem Galgenhügel bei der Stadt, im Holz gab's Räuber und Wölfe, Werber fingen leichtsinniges Blut mit rotem Wein und klingendem Handgeld.

Man trug die Lujedore  
 Vernäht in Stiefel und Kleid  
 Im Sack zwei Feuerrohre —;  
 O gute, alte Zeit!

Jetzt pfeift die Bahn über den Hügeln, und die Fuhrleute werfen nicht mehr mit Talern, rauchen auch keine beschlagenen Ulmerköpfe aus edlem Fladerholz mehr. Auf denselben Bänken, wo einst Taxische Postillone in gelben Fräcken und



Weißledernen saßen und mit Pfundsporen klirrten, hocht armes Volk, das kein Geld zur Bahnfahrt hat.

Drinne im Herrenzimmer ist's besser. Da kehrt noch manchmal der Förster ein, der Landarzt, wenn er seinem alten Schimmel etwas Ruhe gönnt, und der Tierarzt. Hier hängt der große Napoleon im grünen, rotausgeschlagenen Rock neben dem Aldruck, der den Landesfürsten mit dero Gemahlin vorstellt. Die schwarz gewordenen Hirschgeweihe und verstaubten Rehgehörne, Jagdbeute eines längst verstorbenen Wirtes, sind aus der bösen Zeit nach Achtundvierzig, da auch eine übereilt gegebene Jagdfreiheit unschätzbare Werte vernichtete und das edle Wild fast ausrottete. Später war man klüger geworden, und die Gemeinden rundum strichen alljährlich schmunzelnd Tausende als Pachtgeld für ihre Jagden ein. Ganz friedlich, dem bösen Korsen gegenüber, blickt eine wächserne heilige Katharina aus schwarzem Rahmen, in verblichenen Rosabrokat gekleidet, mit dem Zackenrad neben sich. Ein winziges Knochenstücklein mit Pergament und Siegel, von Goldgespinnst umgeben, haben wohl die Geistlichen des Klosters drüben einmal gespendet, als wertvollen Lohn für Gastfreundschaft und sonstige Dienste. Zwei alte Stiche sind noch da, die Seeschlacht von Abukir und die Schlacht bei Eylau. Im Herrgottswinkel brennt zwischen roten und blaßgelben Maiskolben in grünem Glas ein Lichtlein, und schiefgeneigt spannt ein schön geschnitzter Christus aus Buchsbaum die Arme am Marterholz.

Hier ist Ruhe. Das „Grammophon“ mit weitgeöffnetem Messingmaul wird wohl an Sonntagen gegen Einwurf einer Nickelmünze den „Neubayrischen“ oder die „Linzerischen Buam“ zu allgemeinem Ergötzen wiedergeben. Jetzt muß es schweigen. Die Fliegen summen und kriechen in die tückische

Glasglocke, um in gezuckertem Bierhansel kläglich zu ertrinken, als Leiche auf Leichen. Durchs offene Fenster weht frischer Lufthauch von den Wäldern. Mancher gute Bock, der abends aus dem Holz zog, um auf den saftigen Wiesen dort am Waldesrand zu äsen, lag über Nacht mit gebrochenen Lichtern und mit Fichtenbrüchen geschmückt in der Wildbretkammer neben der Küche, während hier die Weidleute sangen und mit genageltem Schuh die Diele traten. Weiß Gott, es ist kein schlimmer Tod, so im Blitz und Kugelschlag zu fallen, wenn das letzte Abendrot über den finstern Bäumen steht. Es gibt schlimmeres Sterben für Mensch und Vieh. Man braucht nicht weit abseits zu gehen, um auf ein grauenhaftes Marterl zu stoßen: ein Holzführer war auf dem Glatteis der Straße gestürzt, und die Räder zermalmten ihm beide Beine. Erst in der Morgenfrühe des Wintertages fand man ihn — noch lebend; ein paar hundert Meter weit war er unter Höllenqualen gekrochen, um nicht zu erfrieren. Er starb erst, als die Netter bei ihm angelangt waren; doch konnte er nicht mehr sprechen. Denn er hatte so lange geschrien, bis die Stimme gänzlich versagte. Wenn man den Fuhrmann draußen in der Schankstube so fröhlich singen hört und an das regenverwaschene Gedächtnisbild an der Straße denkt, wandern die Augen unwillkürlich zur Decke empor, wo auf mächtigem Tragbalken aus nachgedunkeltem Eichenholz die Worte eingegraben stehen:

I leb, i waß nit wie lang,  
I stirb, i waß nit wann,  
I fahr, i waß nit wohin —  
Mi wundert, daß i so lusti bin!

Aber mitten im Leben hält solcher Todesernst nicht lange an. Der Blick auf das blühende Land ist zu schön, der Mit-



tagsglast zu leuchtend, der Himmel so blau und tief. Die da im weißen Kraftwagen vorbeisausen wie der höllische Geist und das alte Haus in eine Wolke von Staub hüllen, denken ja auch nicht daran, daß bei solcher Schnelligkeit eine kleine Bewegung am Lenkrad, eine allzu starke Biegung oder ein Stein, der von einem Schwerfuhrwerk fiel, prasselnder, stinkender und zerschmetternder Tod sein können mitten in Wiesenblumen und Bienengesumme.

Man muß gerade kein Schlemmer sein, um sich zu freuen, wenn die kräftigen Hände der Kellnerin das grobe, weiße Tuch über das Ende des Herrenzimmertisches breiten. Die Suppe ist blaß, aber gut, das Fleisch durchgebraten, der Schmarrn goldgelb und leicht wie Flaum. Der herbe, echte Wein schmeckt herrlich zum groben Brot. Draußen machen sich die zwei Schnallendrucker glücklich über die gespendete Maß Bier her, und die wunden Füße brennen nicht mehr so sehr. Eine schwarze Kaze mit smaragdgrünen Augen streicht schnurrend um den Tisch, von dem ein Bratenknöchlein so artig zu Boden fiel, und miaut leise und begehrend. Napoleon blickt sinnend ins Weite, die Hand im Brustlaß, und die heilige Katharina lächelt freundlich aus der Goldspitze ihres Kragens. Der Fensterflügel bewegt sich mit leisem Klirren im Wind, und draußen scharren die Gäule, denen die sinkende Sonne einen guten Teil des Schattens genommen hat.

Der Händler spannt ein und der Fuhrmann. Der junge Bursch hat eine rote Nelke hinter dem Ohr, eine von denen, die am Kammerfenster unter dem Giebel wachsen. Die Wirtin betrachtet noch einmal prüfend eine Rolle dunkelblauen Rattuns, der ein kleines Muster von Blumenkränzen zeigt. So sind Fuhrmann und Händler vergnügt und wollen offen-

bar mitsammen fahren. Es ist kurzweiliger auf der langen Straße. Bis die Nacht kommt, rumpeln ihre Räder wohl schon über die Katzenköpfe des Städtchens, wo neue Rast winkt. Die Pferde sind frisch getränkt und stehen mit tropfenden Mäulern im Geschirr. Die Peitsche knallt mit dreimaligem kunstvollem Gruß. Hüäh! Mit Kreischen und Knarren rollen die Wagen hinaus auf die flimmernde Straße. Und über ein Weilchen schlurfen auch die beiden Fechter erquickt und wohlgenut durch den Grasrand neben der harten Bahn dem gleichen Ziele zu. Die Wirtin schlummert ein wenig hinter dem Schanktisch, die Kellnerin näht mit sinkenden Augen. Der Brunnen murmelt ein Lied, und die Bäume rauschen. Und die Herberge, dieses wunderliche Sinnbild des Lebens, steht geduldig an der Straße mit offenem Thor und wartet auf neue Gäste, da die andern gegangen sind.

So war es einmal — — —.



Ich muß bemerken, daß diese Geschichte in jenem heute leider schon etwas fernen Abschnitt meines Lebens spielt, in dem ich mit innerem Widerstreben eindringlichst erfuhr, wie verschiedene Ausdrücke meiner Muttersprache auf lateinisch hießen. Es hätte mich in Wahrheit gar nicht besonders aufgeregt, zu erfahren, mit welchen Lautfolgen ein fremdes Volk vor zweitausend Jahren die Gegenstände der Umwelt benannte, aber mein Lateinprofessor, hinter dem die schmerzlichen Eindrücke väterlicher Gewalt standen, war anderer Ansicht. Und da es den Erwachsenen nun einmal nicht begreiflich zu machen ist, daß ein Bub in Folge der unbeschreiblichen Fülle wichtiger Dinge, wie Soldaten- und Räuberspiele, Indianerbücher, Eichhörnchenjagd, Vogelfang, Bergsteigen und andre Tätigkeiten, durchaus keine Zeit für die Schönheiten einer längst vergangenen Zeit hat, mußten wir, mein damaliger Freund, der Thaurer Alois, und ich, unsre ziemlich harten Schädel unter das Joch beugen, um der entgegengesetzten Körperseite heftiges Ungemach zu ersparen.

Damals besaß ich zwei „Divisionen“ Zinnsoldaten, und zwar Truppen von einer bunten Herrlichkeit, wie sie keine Armee der Welt aufzuweisen hat. Die Hauptmacht bestand natürlich aus Österreichern und Deutschen. Aber nebenbei gab es Afghanen, weiße Ägypter, schottische Dragoner mit Bärenmützen und roten Röcken, türkische Baschibosuks, dunkelgrüne Russen, Amerikaner, hellblaue Turkos, Indianer und Chinesen, die wesentlich zur Farbenpracht meines Hee-

res beitrugen. Diese Truppen nun wurden in zwei Hälften geteilt und marschierten an beiden Enden eines großen Gartentisches auf. Hierauf luden der Alois und ich ein kleines Messinggeschütz mit Pulver, das ich aus den Jagdhülsen meines Vaters stiebte, und mit ebenso unehrlich erworbenem Bogeldunst, und nun durfte jeder abwechselnd die gegnerischen Truppen beschießen, bis sich aus der stehengebliebenen Überzahl beim einen oder andern der offenkundige Sieg ergab.

Die schönen Lackfarben, mit denen die Zinnmännlein überzogen waren, litten freilich sehr durch solche Beschießung, und manchen Kriegerern, namentlich den mit einem großen Turban geschmückten Afghanen, fehlte der Kopf, wenn die Schlacht beendet war. Eine dunkle Ahnung veranlaßte uns, dieses Spiel nur dann zu spielen, wenn die Eltern ausgegangen waren. An die Gefahren, die solche stückmeisterliche Künste bargen, dachten wir nach Bubenart nicht einen Augenblick. Unser Nachbar jedoch, den einerseits das beständige Knallen im Nachmittagschlummer stören, andererseits eine ganz ehrliche Besorgnis um unsre Augen beunruhigen mochte, schrieb einen Brief an meinen Vater, zu dessen peinlichen Folgen unter andern auch das strengste Verbot des Schießens mit Pulver, die Entfernung der geladenen Hülsen aus dem leicht zu öffnenden Schrank in der Kammer und die Beschlagnahme unsres Geschützes gehörte.

So schien unser Lieblingspiel für alle Zeiten dahin zu sein. Eine Weile versuchten wir es, mit rollenden Glas- kugeln die Armee des Gegners zu zehnten, gaben aber diese jammervolle und langweilige Art der Kriegführung bald auf. Eines Tages aber erschien der Alois mit einer herrlichen neuen Messingkanone, die unser erobertes Geschütz an Größe weit



übertraf, und stellte sie wortlos vor mich hin. Ach, wie herrlich müßte es sein, mit dieser blanken, großen Kanone zu schießen! Und gerade heute, wo die Eltern einen Besuch bei Verwandten gemacht hatten und vor dem Abend gewiß nicht zurückkommen würden! Wir mußten Pulver haben — koste es, was es wolle. Die paar Kreuzer, die mit Brotkrumen, Kugeln, Zündhölzern, Schrauben und andern nützlichen Gegenständen vermischt aus den Hosentaschen gefischt wurden, wollten wir gern anwenden und wanderten zum Büchsenmacher in der Nähe. Aber der alte Herr mit seinem soldatischen Schnurr- und Knebelbart meinte, solche Lausbuben brauchten kein Schießpulver, und wir sollten schauen, daß wir weiterkommen.

Betrübt wanderten wir den kurzen Weg zurück und setzten uns mißmutig in die im hintersten Gartenwinkel gelegene Geißblattlaube, in der unser Tisch mit der Kanone stand. Wie lauterer Gold glänzte der blanke Lauf in den Sonnenkringeln, die durch Blätter und Blüten auf den Tisch fielen. Aber wir hatten kein Auge für die Herrlichkeit des Sommertages und saßen in betrübtet Sinnen versunken, bis ich plötzlich mit einem lauten Ausruf in die Höhe fuhr.

Der Geistesfunke der Erfinder hatte mich durchzuckt! Zum ersten- und wahrscheinlich auch zum letztenmal in diesem Erdenleben durchglühte mich die berauschende Flamme des Entdeckers, und ohne ein Wort zu sagen, rannte ich in die Küche, an der ewig grantigen Köchin vorüber in die Vorratskammer, und raste mit zwei Schachteln schwedischer Zündhölzer in der Hand wieder der Laube zu, in der verblüfft und fassungslos noch immer der Alois saß.

„Was willst d' denn mit die Reibhölz'ln?“ fragte er erstaunt.

Ich gab keine Antwort, sondern zog meinen Taschenfeitel heraus und begann eifertig die dunkelbraunen Köpfe von den Hölzern zu schaben. Als ich genug zu haben glaubte, stopfte ich sie in die Kanone, steckte einen festen Papierpfropfen hinein, bohrte sorgfältig das Zündloch aus und legte ein rotes Phosphorstück von einem Schwefelhölzchen als Zündung drauf.

Der Alois hatte mir sprachlos zugeschaut. Dann aber brach er in ein schallendes Gelächter aus und meinte, ich sei ein Tepp, was ihm eine ähnliche freundliche Bezeichnung eintrug. Aber weiter zu streiten war unter meiner Erfinderswürde. Mit jenem seelischen Beben, das beim Auserwählten vor dem Augenblick eintritt, in dem seine kühnen Träume mutmaßlich in Erfüllung gehen werden, hielt ich ein brennendes Hölzchen auf das rote Korn, das alsbald qualmend brannte — — —

„Brummm — —!!!“

Wie ein Donnerschlag krachte das Geschütz, lief auf seinen Rädern zurück und bäumte sich, als wollte es sich überschlagen.

Unser Jubel war grenzenlos. Wir konnten wieder schießen — und wie! —, ohne das väterliche Gebot nach seinem Wortlaut zu übertreten. Ausdrücklich hatte es „Pulver“ geheißen, und damit war unser Gewissen vollständig beruhigt. Vorderhand galt es, Schießbedarf zu beschaffen und nichts weiter. Es gelang mir auch, trotz des wütenden Einspruches unsrer Köchin, eine größere Anzahl von Zündholzschachteln zu erbeuten.

Zweifellos vertrug die Kanone eine recht anständige Ladung, und statt mit Schrot konnte man ja auch mit kleinen Kieseln schießen. Das Messinggeschütz wurde also wieder ge-



laden, mit dem Pfropfen versehen, und dann kam eine Lage ausgesuchter kleiner Steinchen. Diesmal durfte der Alois abfeuern.

Erwartungsvoll sahen wir auf das kaum wahrnehmbare, übelriechende Flämmchen auf dem Zündloch. Es brannte ab, der Schuß jedoch blieb im Rohr. Wir beugten uns über das Geschütz. In diesem Augenblick geschah ein fürchterlicher dumpfer Schlag, etwas flog singend zwischen unsern Köpfen durch, und eine stinkende Rauchwolke kroch beißend in unsre Nasen.

Als wir uns besannen, zeigte uns ein einziger Blick das Unheil, das geschehen war. Von der herrlichen Kanone des Alois war nur mehr das Gestell und ein verbogenes, rinnenförmiges Stück des Laufes da. Die Tränen standen uns in den Augen.

„Du blut'st ja!“ schrie auf einmal der Alois und zeigte auf meine linke Hand, an der ein dünner dunkler Faden herunterfloß. Ich zog rasch den Rock aus, streifte den eingereissenen Hemdärmel in die Höhe und entdeckte am Vorderarm einen halbmondförmigen Riß mit bläulich geschwellenem Hof. Die Blutung war unbedeutend und hörte bald auf.

„Ah — das ist eh nix!“ sagte ich heldenmütig, was mir um so leichter fiel, als ich gar keine Schmerzen verspürte. Was lag uns an einem Riß im Fell! „Komm, Alois, schmeiß' die dumme Kanon' weg und geh' mit mir zum Zempelwirt, den neuen Stier anschau. Der brüllt schon, wenn man nur die Stalltür aufmacht.“

---

Am nächsten Tag war der Arm rot geschwollen und tat sehr weh. Auf Fragen, was ich hätte, antwortete ich mit der üblichen Auskunft: „Gar nix!“ Die Köchin hatte

Schweigen zugesagt, und somit war die Sache gut verborgen. Wenn nur das Klopfen und Pochen im Arm nicht gewesen wäre, das namentlich in der Nacht sehr arg wurde! Aber nicht um alles in der Welt hätte ich zu Hause eingestanden, was mir widerfahren war. Ich nahm aus der Hausapotheke eine Flasche mit Arnikageist und rieb den hochgeschwollenen Arm damit ein, wusch aber alles wieder ab, da mich der starke Geruch dieser Bergblume sicher verraten hätte. Die Sache wurde immer ärger, und in meiner Not wandte ich mich an einen Schulkameraden, der schon als Bub keine andre Freude hatte, als Verbände anzulegen und Splitter aus der Haut zu ziehen, und mittlerweile wirklich ein berühmter Chirurg geworden ist. Der sah den Arm an, schüttelte ernst den Kopf und meinte, da sei ein kleiner Eingriff nötig und ich müsse sofort zum Arzt gehen. Was das koste, fragte ich. Er meinte, zehn bis zwanzig Gulden könne der Arzt schon dafür verlangen, und ich verließ ihn mit dem Gefühl völliger Verzweiflung. Gerade so gut hätte er eine Million sagen können.

Diesmal aber hatte der Thaurer Alois einen rettenden Gedanken.

„Weißt d'was?“ sagte er triumphierend, „du gehst einfach zum Armendoktor, zum Dr. Calvus in der Pfarrgassen. Der muß alles umsonst machen.“

Am selben Nachmittag stieg ich langsam und bekümmert die dunkle Treppe zur Wohnung des Doktor Calvus hinauf, den ich vom Sehen aus längst kannte. Der düstere Vorraum war mit Krüppeln, mit Müttern, die schreiende Kinder auf den Armen hielten, mit Schnapsbrüdern und triefäugigen Hexen erfüllt, und ich sah schauernd zum erstenmal das schreckliche Elend armer und kranker Menschen. Es



dauerte sehr lange, bis ich aus dem entsetzlichen Dunst dieser Vorhölle erlöst wurde, denn immer, wenn ich an der Reihe war, drängte sich irgendein altes Weib vor und sagte: „Du hast g'wiß mehr Zeit als i!“ Aber endlich stand ich doch an der Thür, und als der Stelzfuß, der vor mir beim Arzt war, herauskam, schlüpfte ich hinein.

Ich stand in einem sehr großen, halbdunklen Zimmer. Ein langer Tisch war mit Gläsern, Flaschen und Geräten aller Art beladen. Geheimnisvolle Dinge, mit grünen Tüchern verhangen, standen an den Wänden, und mit dem Rücken gegen die Thür, vornübergebückt, saß der kleine, bucklige Arzt an einem riesigen Schreibtisch und machte Eintragungen in ein aufgeklapptes Buch. Ich blieb mäuschenstill stehen, dachte daran, wie schön es wäre, zu Hause im Garten Kaffee zu trinken, und sah im Geiste unsre alte Kinderfrau Hirlanda Kluibenschedl, wie sie das Brett mit den Kannen und Tassen vorsichtig und mit lieblichem Geklapper in die Laube trug.

„Name?!“

Ohne sich umzudrehen, hatte der Arzt mit Donnerstimme diese einsilbige Frage an mich gestellt.

„Johann Müller,“ sagte ich leise.

„Alter? Wo geboren? Wohin zuständig?“

Ich gab ziemlich sicher meine Antworten, und als ich fertig war, wandte sich der Doktor auf seinem Drehstuhl um und starrte mich hinter funkelnden Brillengläsern an.

„Was fehlt Ihnen?“

Ich streifte mühsam den Armel über den geschwollenen und schmerzhaften Arm in die Höhe und erzählte auf die Fragen des Arztes eine ganz unglaubliche Geschichte, daß

ich gefallen sei und mir irgendeinen Splitter eingezogen habe, der jetzt sehr weh thäte.

„Das glaub' ich, daß das wehtut,“ sagte der alte Doktor und drückte mit dem Daumen genau auf den richtigen Fleck, so daß ich einen leichten Aufschrei nicht unterdrücken konnte. „Was Sie mir da erzählt haben, ist alles erlogen. Das schaut beinahe aus wie eine Schußverletzung, mein Lieber!“

Ich stotterte irgend etwas.

„Oberhaupt kann ein Mensch gar nicht so blöd herfallen, wie Sie mir da aufbinden wollen.“ Die runden Gläser blitzten drohend auf. „Und außerdem heißen Sie nicht — — wie haben Sie gesagt?“

„Johann Mü — Müller.“

Der Doktor zog ein großes blaues Taschentuch hervor und schneuzte sich umständlich. Mir war es, als ob er gelacht hätte.

„Also, mein lieber Freund und Kupferstecher,“ sagte er dann im gemüthlichsten Ton von der Welt. „Ich werde Ihnen was sagen. Ich treffe sowieso Ihren Vater, den Herrn Professor, um vier Uhr im Deutschen Kaffeehaus und werde ihm die Sache mittheilen. Sie haben ja Ihren Hausarzt, der wird Ihnen den kleinen Eiterherd schon aufmachen, Herr Johann Müller. Ich kenn' Sie recht gut!“

„Aber, Herr Doktor — — ich — — ich bin wirklich —“

„Gehn S' nur, gehn S' nur! Der Herr Vater wird Ihnen den Kopf nicht abreißen — — schließlich können S' ja nix dafür, oder doch?“

In meiner Todesangst machte ich ein reumütiges Geständnis, aber es half mir nichts. „So was darf man ja den Eltern nicht verheimlichen, Sie Oberfeuerwerker, Sie!“



Der Doktor lachte hell auf. „Was so einem Buben für Sachen einfallen — nicht zum glauben! Mit Zündhölzelpöpf — — ha, ha! — Der Nächste!“

Und ehe ich mich fassen konnte, stand ein abgehärmtes Weib im Zimmer und ich vor der Thür. Langsam, sehr langsam kletterte ich die steile Treppe hinunter und wanderte noch langsamer und zögernder dem elterlichen Hause zu, wo noch immer der Kaffee auf mich wartete. Und um fünf Uhr kam mein Vater in Begleitung unsres Hausarztes und winkte mir stumm, ihm auf sein Zimmer zu folgen.

„Wie kann man so unvernünftig sein!“ Das war alles, was ich an Vorwürfen zu hören bekam. Der Arzt öffnete mit einem leichten Schnitt, den ich kaum fühlte, die Geschwulst und entfernte mit einer Pinzette ein kreuzergroßes, gebogenes Messingstück, verband die Wunde und entließ mich mit einem Klaps auf die Wange. Glückliche und ohne Schmerzen, mit unsagbar leichtem Herzen verschwand ich im Garten und kam mir ordentlich wie ein Held vor. Was ich aber am nächsten Tag alles dem Thaurer Alois erzählte, sicherte mir auf Wochen hinaus den Ruf eines todesmutigen und vor keinem Ereignis zurückschreckenden Mannes.

Aber meine Erfindung haben wir nie mehr versucht.

Die breite, alte Heerstraße, die neben dem graugrünen, rauschenden Gebirgsstrom in die Landeshauptstadt führt, hat trotz der Bahn am andern Ufer nicht viel von ihrer Bedeutung eingebüßt. Jeden Morgen, bald nach Tagesanbruch, kommen in langsamem Trott die Verpflegszüge. Noch hält der Nachttau den Staub nieder. Die Straße ist längst erwacht. Wagen auf Wagen schüttert am Waldstreifen vorbei, an dessen Saum ein verspäteter Bock zu Holz zieht, über donnernde Holzbrücken, unter denen ein Bach zum Flusse rinnt, vorbei am steinernen Nepomuk, der andächtig, verdrehten Leibes nach dem Sternenkranz über seinem Haupte schielt. Und im großen Dorf vor der Stadt halten sie. Die Weiber wickeln sich aus den dunklen Umschlagtüchern, die Männer stopfen ihre Pfeifen, die ausgegangen sind, und die Bauernrößlein kauen munter am klingenden Gebiß, der Fütterung gewärtig. Hier halten sie alle Last, die Viehwagen mit den quiekenden Schweinen, den Hühnern und Enten, die schweren Holzfuhrn, die Milchwagen mit den zerbeulten Blechkannen, die Gemüsekarren und Kohlenwagen.

In diesem Dorf, von dessen Ende man deutlich die ersten Häuser der Stadt sehen kann, lebt mein Freund, der Bauern-  
 doktor. Nicht ein Bader etwa. Nein, ein richtiger, gelernter Doctor „universae medicinae“, mit dem ich einst als Knabe mit schauernder Neugierde vom botanischen Garten aus in die niedrigen, düsteren Seziersäle der alten Anatomie der Innsbrucker Universität spähte. Nun ist er Arzt und hat



sich hiehergesetzt, neben Kleefelder und Maisäcker, in ein weißes sauberes Bauernhaus mit blanken Fenstern und rot und blau blühenden Blumenstöcken im „Wurzgartel“, zwischen denen goldene Glaskugeln wie freundliche Monde stehen. Am grüngestrichenen Zaun, neben der Glocke mit dem derben Messinggriff, steht auf weißer, mit Schmelz überzogener Platte sein Name. Und der Kies auf dem schmalen Weg von der Straße bis zur Haustür wird von den schweren Tritten genagelter Schuhe zermahlen. Hier heißt's beim Bauerndoktor. Denn seine Kranken sind Bauern aus der Umgebung, die eine Fahrt zur Stadt benützen, um die Gebreite ihres Leibes dem zu überlassen, zu dem sie Vertrauen gewonnen haben. Dieses Vertrauen ist äußerst haltbar, aber nicht so leicht zu gewinnen. Denn der Bauer ist mißtrauisch und gewöhnt sich schwer an neue Helfer. Und so hat es einige Jahre gedauert, bis mein Freund wirklich der Nachfolger des verstorbenen Wundarztes und Magisters wurde, der in dem Haus mit dem verglasten Muttergottesbild über der Tür dreißig Jahre und mehr die Heilkunst ausübte; seit ich denken kann.

Aber jetzt ist der neue Doktor anerkannt, und an jedem hellen Morgen strömen die Hilfesuchenden in das niedrige, holzgetäfelte Wartezimmer, in dem der grün verhangene, große Bücherschrank steht, der Gipskopf mit den leeren Augen und dem eingekrahten „Askulap“, der vergilbte Totenschädel und das schadhafte, in Riesenmaßen gehaltene, zerlegbare Auge aus der Lehrmittelhandlung. Dieses verstaubte Riesenauge flößt den Patienten stumme Ehrfurcht ein und wird immer von neuem bewundert. Oft bin ich in der Laube aus wildem Wein neben der Gartentür gefessen beim kühlen, dunklen Bier, das Gewehr zwischen den Beinen, zu

guter Kasten. Und wie heute, so bin ich vor dreißig Jahren schon im Großvaterstuhl gehockt, der in der tiefen Fenster-  
nische steht, und habe jenem alten Arzt beim „Ordinieren“  
zugesehau als frecher und vergnügter Kiebiß. Aus den offe-  
nen Schubladen des Kastens unter dem Rembrandtschen  
Anatomen blinken vernickelte Zahnzangen, Messer, Scheren,  
Glasspritzen und Kehlkopfspiegel. Die zwei Kreuzschnäbel  
im Drahtkäfig pfeifen leise und hacken manchmal an dem  
festgeklemmten Zuckerstück. Es ist heute nicht anders wie  
einst. Nur sieht statt des Alten mein Freund auf die Uhr  
und geht dann zur Thür. Da kommt schon der Erste, ein  
vierzigjähriger Bauer, weizenblond und rotbackig. Vor sei-  
nem Tritt klirren die Fenster. Er lacht verlegen und dreht  
den Hut in den Händen.

„Gelobt sei Jesus Christus!“

„No — wo fahlt's denn?“

„Ja, mei — in Wehtoan han i!“

„No und wo hast ihn denn?“

„Auf der recht'n Seit'n. A ganzer Winkel ischt's.“

„Zeig' amal her.“

Jetzt wird er unruhig und tritt von einem Fuß auf den  
andern. Sein Blick streift die offene Lade und gleitet scheu  
zum Arzt zurück.

„Aber öpper nur nit schneid'n!“

Langsam und mit Angstschweiß auf der Stirn schiebt er  
das Hemd etwas in die Höhe. Ein gewöhnliches Blutge-  
schwür, das geöffnet werden soll. Mein Freund trifft eine  
stille Wahl in der Schublade.

„Auweh!“

„Was schreist denn?“



„I fürcht' mi halt ... auweh! Höllsaggra ... uih ...  
auweh ...“

Schon geschehen. Mühsam erholt sich der Riesenkerl, der sich gewiß vor der ärgsten Kauferei nicht fürchtet. Aber das kleine Messer hat ihm einen Todeserschreck verursacht. Jetzt ist er voller Dankesgefühle und zahlt, sorgfältig seinen Geldbeutel aufschnürend. Denn, wenn man nicht zahlt, hilft einem der Doktor nicht ordentlich. Während er dröhnenden Schrittes und mit befreitem Lächeln abgeht, hört man die Stimmen der Wartenden, die sein Geschrei gehört haben.

„Jessas Maria, den Raiblbauer hat er g'martert! Hascht es g'her, wie er g'schrier'n hat? Jetzt geh nur du — i wart schon.“

Eine alte Frau tritt ein. Wortlos entnimmt sie dem roten „Tragtüchl“ einen Wecken Butter und eine große Flasche mit Honig und stellt beides auf den Schreibtisch.

„No — wie geht's dem Vater?“

„Es ischt halt im gleichen. Er hat si arg herg'richt, sagt er. Und essen tut er bereits nicht —“

„Was hat er denn gestern 'gessen?“

„A Suppele halt und a bißl a Brot.“

„Und in dem Suppele war nix?“

„Etlene Knödel halt — fell schon. Und seh'gn tat er schlecht, sagt er. Augengläser möcht' er scho, sagt er.“

„Soll er nur kommen.“

„Es ischt halt viel Arbeit. Wenn der Herr Dokter mir sagen tat — i bringet's ihm scho, die Augengläser.“

„Da muß er schon selber kommen.“

„So? No ja. I wer's ihm halt sag'n. Und a recht a scharpfe Medizin möcht' er, sagt er.“

„Was für a Medizin?“

„A recht a scharpfe halt, die in Wehtoan außertreibt.  
Zahlen tat' er schon dafür, sagt er.“

„Er soll nur selber kommen.“

„Halt ja soll er kommen. Und die Oberdirn ischt bei der  
Nas'n g'schwoll'n. Grad schiach schaugts her.“

„Schickt's es her.“

Enttäuscht geht die Alte, die von diesem Gang schlicht  
Heilung aller ihrer Hausgenossen mitzubringen hoffte. Ihr  
Nachfolger, ein starker Knecht, hat eine verbundene Hand  
und benimmt sich bei Annäherung des Arztes dermaßen  
ängstlich, daß sogar dieser ihn tadelt und ihm sagt, daß ein  
„solcher Endsirummlackel“ sich schämen sollte. Was über-  
haupt mit der Hand los sei? Ja, er habe sich vor vierzehn  
Tagen mit der Sichel geschnitten, und jetzt sei der Brand da.  
Ich erschrecke für den Unglücklichen, aber mein Freund schüt-  
zelt ungläubig den Kopf, während er den Verband aufknotet.  
Der Lenz, so heißt der Knecht, ächzt und stöhnt schon im  
vorhinein. Wahrhaftig — die Hand schaut entsetzlich aus.  
Ganz schwarz um die Wundränder und rot geschwollen.  
Ich begreife nicht, daß der Arzt mir so lustig zuzwinkern  
kann.

„Hafcht a Pech draufg'schmiert?“

„Woll, woll und verbrennt hat's mi aa, weil's z' hoafß  
war.“

Die Reinigung der vernachlässigten Schnittwunde erfolgt  
unter ohrenzerreißendem Gebrüll.

„'s nächstemal tust's nimmer so lang ansteh'n lass'n.“

Fröhlich verläßt uns der Lenz. Dann wird ein Zahn ge-  
zogen, der dem Doktor manchen Schweißtropfen kostet. Da-  
für hat er auch vier gesunde Wurzeln wie ein Eichbaum. Ein  
magerer, blasser Bauer, der an einem inneren Leiden erkrankt



ist, bittet um „a recht a gute“ Medizin. Das letztemal wär' er beinah' draufgegangen, weil er die Flasche mit den Arsenik-tropfen, von denen er täglich fünf nehmen sollte, auf einmal austrank, um gleich eine ordentliche Wirkung zu erzielen. Solche kleine Mißverständnisse kommen vor, ebenso wie Beschwerden über den Apotheker, der „jezt grad nur alleweil a ganz floans Flaschele voll“ hergibt. Denn die Kranken meines Freundes sehen auf die Menge.

Der nächste, der hereintritt, ist ein verwegenes und listig blickender schwarzhaariger Mensch. Er bringt einen Alpenhasen mit. Nach längerem Herumreden zeigt er seine Krankheit — einen Schrotschuß im Oberschenkel, der übel aussieht. Der Doktor untersucht ihn und stellt einige Fragen:

„Wer seids denn Es?“

„I?“

„Ja, wer denn?“

„I war dem Buchelbauern sei Knecht.“

„So, so. Und woher ist denn der Schuß?“

Jezt kommt eine lange Geschichte von einer alten Schrotflinte, die ein „seiniger Kamerad“ putzen hat wollen und die losgegangen ist. Der Arzt verbindet schweigend die gereinigten Wunden, nimmt dann den mageren Schneehasen und gibt ihn dem Burschen zurück.

„So. Und daß d' es weißt, i muß di anzeig'n. Wirst schon der sein, der im Schelchengraben den Jäger ang'schossen hat.“

„Meiner Seel' und Gott, Herr Doktor ...“

Aber er wird sanft und bestimmt hinausgeschoben.

So kommen sie einer nach dem andern. Auch eingebil-dete Kranke sind darunter, die fortwährend ihre Leiden wechseln und ihre freie Zeit zwischen Doktor und Kurpfuscher ver-

bringen. Denn der „Kräuterdoftor“ gibt trotz verschiedener Strafen fein einträgliches Geschäft nicht auf. Erst, wenn's ganz schlimm wird, gehen die Verpfuschten zum wirklichen Arzt, der dann zusehen mag, die mit Ameisenöl, Fuchschmalz und ähnlichen Mitteln behandelten Wunden zu heilen. Überhaupt bekommt mein Freund die meisten Kranken erst in stark vorgeschrittenem Zustand ihres Leidens zu sehen; der Bauer gibt sein Geld ungern aus und macht sich nicht viel aus anfänglich-leichten Krankheitserscheinungen. Auch herrscht auf dem Lande noch viel Aberglauben. Geheimmittel und selbst die berühmte alte „Drekapothek“ herrschen vor. Es kommt auch gar nicht selten vor, daß die ungeheuerlichsten Sachen verlangt werden. Unter ihnen spielt eine große Rolle das „Armesünderfchmalz“ (Menschenfett von Hingerichteten), das angeblich jeder Arzt besitzt, aber nur höchst ungern und sehr teuer verkauft. Es dauert oft sehr lange, bis der Liebhaber dieses seltenen Heilmittels es aufgibt, den Arzt zu bestürmen. Daß die Apotheker in Märkten und Landstädten um Murmeltier-, Hunde-, Bären- und Dachsfett angegangen werden, ist bekannt. Mit einer Schachtel Schweinefett wird man die Fordernden nicht los, denn sie wissen diese Fette am Geruch zu unterscheiden, und schließlich gibt es ländliche Heilkünstler, die im Verborgenen blühen und derartige Wünsche zu erfüllen imstande sind.

Die größte Angst aber haben die Leute vor dem Krankenhause. Auch bei den schwersten Krankheiten, die rasche Eingriffe erfordern, sind sie kaum zu bewegen, ins Spital zu gehen. Die schauerlichsten Gerüchte sind da verbreitet. Ein Dienstmädchen, der ich auf Wunsch meiner Mutter zuredete, doch ins Spital zu gehen und sich behandeln zu lassen, weigerte sich auf das Hartnäckigste und erklärte nach langem



Fragen, sie wisse ganz genau, daß man im Spital vergiftet und zu Medizin verarbeitet werde. Oder man würde auch zu Tode gekitzelt, weil die Arzte den Schaum, der dabei auf die Lippen trete, brauchen. Die erstere Angabe schien aus einem verzerrten und unverstandenen Gerücht über Serumbehandlung entstanden zu sein, die zweite war völlig räthselhaft, aber unzerstörbar. Das Mädchen ging vielleicht infolge ihrer Angst zugrunde, obwohl ihr anfangs sicherlich zu helfen gewesen wäre. Manchmal aber besiegt die gesunde Natur mancher Bauern die schwersten Verletzungen und Krankheiten ohne ärztliche Hilfe. Schwere Schädelbrüche, Stichwunden gefährlichster Art verheilen oft überraschend schnell. Bei Kaufereien am Lande sind Verletzungen oft genug an der Tagesordnung, und nur selten bekommt der Arzt, dessen Anzeigepflicht gefürchtet ist, sie in frischem Zustande zu sehen. Die launige Geschichte, die von dem Bauern erzählt, der nach der Kauferei zum „amtierenden“ Bader kommt, um sein „Dhrwaschel“ zu verlangen, worauf dieser, in den nebenstehenden Kübel greifend, erwidert: „Es ischt koans mehr da,“ gehört allerdings einer älteren Zeit an.

Mir gefällt's recht gut beim Bauerndoktor, besonders wenn ihn die Leute so gern haben, wie meinen Freund, ihm nebenbei ihr Herz ausschütten und seinen Rat in allen Angelegenheiten gern hören. Freilich — der Tierarzt wird eher geholt, denn eine kranke Kuh ist eine ernstere Sache für den Bauern als ein Knecht, der sich „eh nur überfress'n“ hat. Aber sie merken es schon — der Doktor hilft und versteht sein Geschäft. Und so viel „unterhaltlich“ ist er, das heißt, er kann mit den Bauern reden; und das muß gelernt werden, denn der Bauer läßt nicht jeden in sein Inneres blicken. Die Armen kommen und werden umsonst behandelt, ver-

steht sich. Aber manchmal muß die Frau Doktor auch mit-  
helfen, mit einer guten Suppe oder einem Glas Wein, wenn  
so ein halbverhungertes Hascher daherkommt und die Haupt-  
krankheit im leeren Magen sitzt.

Es ist so gemütlich im Zimmer des Doktors, am Tisch  
neben dem blauen Kachelofen. Die Schwarzwälderuhr tickt,  
und alle Viertelstunden streckt ein kleiner, langhalsiger  
Kuckuck seinen Kopf aus dem Klapptürchen und schreit. Ein  
silberner Wind geht durch den Koggen, im Obstanger hinter  
dem Hause tummeln sich zwei blondhaarige Buben, und aus  
der Laube tönt das angenehme Klappern der Teller. Der  
Tisch wird gedeckt. Der letzte Ratsuchende geht nachdenklich,  
sorgsam das „Rezept“ verwahrend, die lange weiße Straße  
hinunter, zwischen den Pappeln, genau so wie damals, als  
der Doktor und ich kleine Buben und in diesem Hause des  
rätigen und hilfreichen Lebens zu Gäste waren.



Trotz des „Konferenzzettels“ und einer für mich nicht sehr günstigen Aussprache zwischen meiner guten Mutter und dem Griechisch-Professor erschien am Geburtstag die geliebte Punschorte zum Schluß des Mittagstisches, und ebenso wurde mein heißer Wunsch nach einer roten Briefftasche erfüllt. An der Briefftasche war eigentlich mein Freund Hans schuld, den ich seit langem um einen solchen Gegenstand beneidete, und der Grund dieses Neides war hinwiederum nicht die Tasche selbst, sondern die Besuchskarten darin mit dem sauber gestochenen Namen und dem Beisatz: „Stud. litter.“, die Hans allen neuen Bekannten mit feierlicher Vornehmheit überreichte. Nun, solche Karten waren in meiner prächtigen Geburtstagsbriefftasche aus hellrotem Leder wohl nicht, dafür aber drei nagelneue Guldenzettel, die für meine damaligen Verhältnisse einen unermesslichen Wert darstellten. Freilich war die Gabe mit einigen Bemerkungen meines Vaters verknüpft, die einerseits auf meine geringen Verdienste und die Überflüssigkeit einer Belohnung hinwiesen, andererseits der Hoffnung Ausdruck verliehen, ich möchte diese drei Gulden als den Grundstein und Heckpfennig von Ersparnissen betrachten, die mir später einmal sehr zustatten kommen würden. Den ersten Theil der väterlichen Rede vernahm ich aus Gründen des Vortheils mit allen äußeren Anzeichen einer heilsamen Zerknirschung und echter guter Vorsätze, die leider nie zur Ausführung gelangten, den Hinweis auf die Sparsamkeit beantwortete ich mit einem stummen

Kopfnicken, ohne innerlich näher auf derartige Pläne einzugehen. Ich wußte freilich im voraus, daß ich nach einigen Tagen über die mehr oder minder kluge Verwendung des Geldes Rechenschaft ablegen müßte, und hatte wohl ähnliche Gefühle wie jener berühmte Hund, der vor der Wurst saß und gleichzeitig an den Wohlgeschmack der verbotenen Speise und an die schmerzlichen Hiebe dachte, die der ja doch unfehlbar eintretenden Tatsache folgen würden. Glücklicherweise hatte mein Vater an diesem Tage noch andre Dinge zu tun, als seine Wünsche bezüglich des Geburtstagsgeldes genauer zu fassen, und so gelang es mir, nach Verpeisung des mit verzuckerten Früchten beladenen „Mittelstückes“ der Lorte (ein Vorrecht des Geburtstagskinds) das Freie zu gewinnen.

Ein leises Pfeifen vor dem Gartenzaun verriet mir alsbald, daß Hans bereits auf mich wartete, um über die unterhaltlichste Verwendung des freien Nachmittags mit mir zu beraten. Die Sonne schien hell und warm auf gute und schlimme Menschen und spendete ihr Gold ebenso freigebig an den lustwandelnden Gymnasialdirektor, der unsern ergebenen Gruß mit jenem abweisenden Blick erwiderte, mit dem der Gerechte den Schächer zu messen pflegt, wie an den „Grieser Sepp“, einen alten Stromer, der mit seiner geleerten Schnapsflasche neben dem Heckenzaun des Schießstandes schnarchte. Uns kränkte der strafende Blick des Allmächtigen nicht. Es war ja Samstag nachmittag, diese sorgloseste Stundenreihe der hangen Tageskette von einer Freizeit zur andern, der einzige Nachmittag ohne Angstgefühle vor dem Begriff „morgen“, die den Sonntag schon mit bitterem Vorgeschmack erfüllten, kurzum, ein Nachmittag mit unbegrenzten Möglichkeiten. Man konnte auf den Vogel-



fang ausgehen, vor dem Fenster des dicken Gemeindedieners Pulverfrösche loslassen, konnte in einem kleinen Mittelgebirgssee mit Fleischstückchen Krebse aus ihren Uferlöchern locken; Berge und ungeheure Nadelwälder luden zu unbeschränkten Wanderungen ein, auf Flußbänken waren äußerlich unscheinbare, innen von veilschenfarbenen und gelben Kristallen funkelnde Drusen zu finden, in verlassenen Gängen und alten Bergwerksstollen schwebten alle Schauer der Unterwelt mit angenehmen Gruseln. Vielleicht konnte man die Pferde des Wirtes am Ende der Straße in die Schwemme reiten oder der schrecklichen Hinrichtung von Enten beiwohnen. Schon die Wahl unter solchen theils schönen, theils grauenvoll anregenden Dingen war ein Vergnügen ohne gleichen.

Der wirkliche Besitz von drei Gulden, den ich meinem Freunde schon aus Hochmut nicht verschweigen konnte, machte mich für diesen Nachmittag schon im Hinblick auf die wahrscheinliche Spendung einer Tausche von „Maibutter“ (Schlagobers, mit Zucker und Zimt bestreut) zum anerkannten Anführer und Gebieter. Jedenfalls war mein sonst sehr zum Widerspruch neigender Freund Hans ungemein liebreich und nachgiebig, wenn ich mit königlicher Miene diesen und jenen Plan verwarf. Als wir beim Fenster des grauen Gemeindehauses vorüberkamen und an den schräg verschalten Gitteröffnungen des „Kotters“, konnte Hans nicht umhin, auf das Holz zu trommeln, um sich an dem unwilligen Grunzen irgendeines eingesperrten Landstreichers zu ergötzen. Statt dessen aber erschien im ersten Stock das brennrote Vollmondgesicht des Gemeindedieners, der uns unter lebhafter Betonung der Hoffnung, daß es ihm demnächst vergönnt sein werde, uns in jenen geheimnisvollen Räumen begrüßen

zu können, sein ehebaldiges Erscheinen in Aussicht stellte, um uns die Ohren auszureißen, was uns bei seiner dämpfenden Beschaffenheit und geringen Schnelligkeit nur zu einem hämischen Gelächter und langsamen Weiterschlendern reizte. Ich weiß heute nicht mehr, welche dunkle Gedankenreihe uns von der Karfunkelnase des Gemeindegewächters auf die Forellen im Bache des Kranewettmüllers brachte. Aber jedenfalls faßten wir im Weitergehen den Entschluß, mittels der Angel, die Hans stets bei sich trug, und später noch aufzufindender Regenwürmer beim Müller fischen zu gehen.

Mit dem frohen Mute von Menschen, die rüstig einem ersehnten Ziel zuschreiten, machten wir uns auf den Weg und schlugen alsbald Abkürzungspfade zwischen blühenden Hecken und über saftige Wiesen ein, deren bäuerliche Besitzer wir kannten und daher nicht zu fürchten hatten. Und es dauerte gar so nicht lange, bis wir in die Nähe der Kranewettmühle kamen. Ach, wo gibt es heute noch so etwas, wie diese Mühle! Mit dumpfem Brausen schoß ein klarer Gebirgsbach durch den engen Kolk auf das mächtige Schaufelrad, das ganz in grünen Samt gehüllt zu sein schien. Unterhalb des Rades brodelte und schäumte milchweißer Gischt über einen tiefen schwarzen Lumpf, den Haselstauden, Schierlingskraut, himmelblaue Bergißmeinnicht und gelbe Sumpfdotterblumen umstanden. Aus dem Innern des windschiefen, schwarzen Mühlhauses, das sich, müde von vielen Jahren, an einen riesigen Felsblock lehnte, kamen unter hellem Geklapper ganze Wolken des herrlichen Duftes von Brotmehl, und hinter den bestäubten Fenstern sah man wie weiße Schatten den Müller und seine Burschen die Hände regen und arbeiten.

Würmer waren in der fetten Erde bald gefunden und



ebenso ein gedeckter Platz hinter einer Haselstaude, auf dem uns vom Hause niemand sehen konnte. Ich war sehr ungeduldig, daß Hans so umständlich seine Angel abwickelte, und mahnte zur Eile. Mein Freund jedoch tat erschrecklich langsam, und als er die Schnur endlich entwirrt hatte, zögerte er ganz offenkundig, den roten Wurm, der sich zwischen meinen Fingern wand und drehte, aufzufädeln.

„Ja, was ist denn!?!“ sagte ich unmutig.

„Mein Lieber,“ sagte Hans und hielt die Hand mit der Angelschnur hinter dem Rücken verborgen. „Was Krieg' ich denn, wenn ich meine Angel herleih'?“

Ich war sprachlos über diese Niedertracht.

„Das letztmal, wie ich dir meine Schleuder geliehen hab', hast du auch gesagt, ich bekomm' zwanzig Floberthülsen von dir, und hast es auch nicht gehalten. Und heut tätzst du mich vielleicht auch nur zum Narren halten, gelt?“

„So behalt dir deine Angel!“ sagte ich trotzig, „dann zahl' dir auch deine Maibutter selber.“

Er lenkte sofort ein und meinte, er gäbe die Angel schon her, aber wo ich doch so viel Geld habe, könnte ich leicht zwei Teller voll Maibutter zahlen. Das seien eh nur zwanzig Kreuzer.

„Also gut. Zwei Teller,“ sagte ich großmütig, „aber jetzt nimm schon einmal den Wurm.“

„Ehrenwort, daß du zwei Teller zahlst?“

„Ehrenwort,“ sagte ich und bekräftigte dieses Gelöbniß mit einem schwungvollen Handschlag, der einem Ritter vom Pradler Bauerntheater alle Ehre gemacht hätte.

Vorsichtig ließen wir die ans Ende einer Haselrute befestigte Schnur mit Angel, Blei und Wurm ins kreisende Wasser gleiten und im Wirbel des Lumpfs treiben, und es

dauerte nicht lange, bis der erste Ruck kam. Aber Hans führte den Anhieb, dieses Probestück der Anglerkunst, zu schnell, und eine silberblitzende, rotgetupfte Forelle schnellte aus dem Wasser und fiel wieder zurück, während die Schnur leerging. Der Köder war weg. Das geschah uns noch zweimal, und nun war ich wieder an der Reihe. Trotz meines Jagdfiebers blieb ich ruhig, als der nächste Biß kam, ließ den Fisch mit dem Köder ziehen und hieb erst an, als ich meiner Sache sicher war. Herrgott, das war ein Kerl! Wer uns in diesem Augenblick gesagt hätte, daß wir ganz gewöhnliche Fischdiebe seien, den hätten wir kaum anders als verständnislos angesehen.

Die Forelle wehrte sich wacker, und vom kunstgerechten Drill verstanden wir nichts. Wir hatten irgendeine uralte, schwere Grundforelle an der Schnur, die uns Buben auf den Keim gegangen war, aber gar nicht daran dachte, sich zu ergeben. Wir keuchten vor Aufregung, als im Wasser nahe dem Ufer der mächtige Fischleib aufblinkte. Ich zog an der Schnur und beugte mich vor, hörte einen leisen Platsch im Wasser, und ehe ich noch wußte, was geschehen war, drehte sich ein hellrotes Etwas im Strudel, wendete sich und sank langsam verschwindend — meine neue Geburtstagsbrieftasche mit allem Geld, mit Maibutter, Floberthülsen und allen andern Herrlichkeiten dieser Erde! Und die Haselgerte, die meiner erstarrten Hand entglitten war, tanzte auch mitten in dem brausenden Schaum und wurde vom Fisch gezerrt...

Hans war der erste, der die Fassung wieder gewann. „Komm' zum Müller!“ schrie er. „Er muß die Mühle abstellen ..., daß das Wasser abläuft!“ Wir wußten, daß mittels einer Handschleuse das Wasser des Mühlganges abgesperrt und in ein andres Bett abgeleitet werden konnte, so



daß man Hoffnung hatte, dann die rote Tasche vom Grund des seicht werdenden Lumpfes zu holen.

Alle beide stürzten wir in die Mühle und rannten beinahe den Knecht über den Haufen, der gerade ein neues Schaff unter den Beutel stellte, der in schüttelnder Hin- und Herbewegung das Mehl siebte. In der von Mehlstaub erfüllten Luft fanden wir uns nicht gleich zurecht, bis mich endlich eine große Faust am Rockausschlage packte und zum Stillstehen zwang. Der Müller, ein über und über mit Mehl bestäubter dicker Mann, stand vor mir.

„Ja, was ischt denn, Büebel?“ brüllte er. „Brennt's wo?“

„Dem Herrn da ist seine Briefftasche in den Lumpf gefallen!“ schrie Hans. „Stellen S' die Mühl' ab!“

Der Müller machte runde Augen.

„Die Briefftasch'n? So?“ rief er und streckte bereitwillig die Hand nach einem langen Hebel aus. Wir atmeten auf. Aber die Hand ließ den Hebel wieder fahren.

„Wie viel ischt denn gar drin in der Briefftasch'n?“ fragte er vorsichtig, nahe an meinem Ohr.

„Drei Gulden!“ stieß ich heraus. „Eine neue Briefftasche ...“

Aber schon nach den drei Gulden waren der Müller und sein Knecht in ein so brüllendes Lachen ausgebrochen, daß es das Klappern und Klauschen übertönte.

„Drei Gulden! Was nit gar! Drei Gulden! Ja, wegen drei Gulden stell' i die Mühl' dechter nit o! Haha!“

Wir verlegten uns aufs Bitten. Umsonst. Der Mann erklärte einfach, wegen eines so geringen Betrages könne er nicht die Mühle stillstehen lassen, und blieb dabei. Da sagte Hans, er würde das anzeigen. Darauf wurde der Müller

erst Kupferrot, dann bläulich im Gesicht, nahm einen Prügel und zeigte wortlos auf die offenstehende Thür. Gewohnt, roher Gewalt zu weichen, gingen wir hinaus.

Wir sahen uns nicht mehr und sprachen kein Wort. Erst beim Schießstand, an dessen Hecke noch immer der besoffene Stromer lag und schnarchte, sagte mein Freund mit schwachem Lächeln:

„Gut, daß er die Mühl' nicht abgestellt hat!“

„Warum?“ pfauchte ich.

„Weil er den Stock mit der Schnur und der Forelle gefunden hätt.“

Ich wendete mich ab und schlug einen Seitenweg nach Hause ein. Am liebsten hätte ich geweint — an meinem Geburtstag, der so schön begonnen hatte.

---

Seither ist mir so manches ins Wasser gefallen und manche Maibutter blieb ungegessen. Aber so weh hat's doch nie mehr getan wie damals, wenn's auch vielleicht eine gerechte Strafe war. Diese letztere Erkenntnis aber hat, so glaube ich, gewiß noch niemand getröstet.



In allen Straßen fahren Schwerfuhrwerke, mit staubigen Bruchziegeln und morschen Balken beladen; die alten Häuser, an denen sie vorüberkommen, scheinen zu beben im Schüttern und Dröhnen der Räder auf dem Pflaster. Ein Sterben geht um in der Stadt.

Die Prachtbauten vergangener Zeit, die haben ihre Beschützer, und wenn's aus Gründen der Nothwendigkeit einem von ihnen an den Leib geht, gibt es laute Trauer genug. Aber jene Bürgerhäuser, die nach außen keine besonderen Merkmale zeigen, die einfachen Wohnhäuser mit dem bescheidenen Schmuck eines Biedermeierzierats über der Thür, die müssen allmählich daran glauben. Sie sind mit der Raumverschwendung in ihrem Innern, mit den dicken, gesunden Mauern und den einfachen Einrichtungen, die aus einer genügsameren Zeit stammen, dem sicheren Tode verfallen. Ein paar ganz alte Greise sind unter ihnen, kleine, moosige Häuschen, windschief und brüchig aussehend, die sich mit kranker Schulter, wie hilfesuchend, an ihre stärkeren Nachbarn anlehnen. Wie erlöschende Augen blinzeln ihre trüben, fast blinden Dachfenster angstvoll jedem neuen Tag entgegen. Und die Felder und Wiesen rundum verschwinden immer mehr unter Stein und Ziegel.

Da hilft kein Weinen. Die Not an Wohnungen, die den Bedürfnissen des lebenden Menschengeschlechtes entsprechen, ist allzu groß geworden in jahrelanger Verträumtheit. Steine fallen, und Staub steigt in dichten Schwaden auf. Das Niederlegen geht gar schnell und das Bauen fast schnell-

ler. Kaum bleibt die Erinnerung an das, was war. Aber ein bißchen Mitleid verdienen sie doch, diese graubraunen, schmucklosen und grundehrlichen Gebäude, die nun, eines hier, eines dort, fallen, ohne Sang und Klang. Denn in allen diesen Häusern lebten Menschen, wurden geboren, freuten sich, litten und starben. Die Mauern tranken ihren ersten Schrei und ihren letzten Seufzer, verbargen schützend heimliche Tränen und Klagen wider von Lachen und Gläserklang.

Man weiß ja gewöhnlich vorher nichts davon, daß über so ein Haus, an dem man vor Jahren täglich vorüberging, der Stab gebrochen ist. Eines Tages umgeben seinen Leib Holzgänge. Offen und leer, mit zerbrochenen Scheiben starren die Fenster, und nackt ragen die Dachsparren in die Luft. Und dann beginnt jenes traurige Poltern und Riefeln in den Holzrohren, durch die der Bauschutt in die wartenden Wagen fällt; der klingende Schlag der Haxe bildet den Oberton in diesem Zusammenspiel der Auflösung. Man bleibt stehen und sieht sich noch einmal das Haus, an dem man viele hundertmal gleichmütig vorüberschritt, und wundert sich, daß es nun auf einmal nicht mehr da sein soll.

Aber manchem, der vorübergeht, ist just eines von den Häusern nicht gleichgültig gewesen. Man kann ja lächeln über den weißhaarigen Herrn, der mit einem Altersgenossen lange vor dem sterbenden Gemäuer steht und sich schneuzt, um mit dem Taschentuchzipfel verstohlen über die Augen zu fahren. Aber wenn man auch nie in den Zimmern war, die jetzt mit ihren blauen, gelben, grauen und roten Wandmustern so kläglich im grausamen Freilicht stehn — man hat ja doch das Gefühl, daß hier etwas Heimliches entblößt wird vor aller Welt, und schämt sich für das arme, alte Haus,



mit dem niemand Erbarmen haben wollte. Diese Zimmerwand mit dem Rosen- und Blattmuster in Rot und Grün erinnert an das Zimmer eines lieben Hauses, in dem ich als Knabe lebte. Solche Wandzieraten sind ja manchmal recht sonderbar. Gewiß wird jeder von uns sich erinnern, daß in gewissen Augenblicken des Lebens, in Augenblicken großen Leides, in Stunden der Verzweiflung oder bangen Wartens das Auge sich gedankenlos an irgendeinen Schnörkel heftet und mit einer gewissen Aufmerksamkeit Linien und Umrisse beachtet und umschließt.

Ich selbst stand vor so einem Haus, in dem vor vielen Jahren ein liebes Mädel wohnte, ein unschuldig und ehrerbietig geliebter Backfisch. Ach, wie lange ist das her! Da, wo die braune Tür mit den zersplitterten Glasfenstern offen steht, war eine Zuckerbäckerei, die damals auch eine Rolle spielte. Da war auch eine riesige Steingutschüssel, grün wie Malachit, in der wurde der Oberschaum geschlagen. Es sah so hübsch aus, wenn der dicke, schneeweiße Schaum in der leuchtend grünen Rundung flockte, um von hier in köstliche schwarzbraune Indianerkrapfen oder in Schaumrollen aus goldbraunem Blätterteig zu wandern. Ein Glöcklein klingelte schrill, wenn man eintrat, und eine weiße Angorakatze, die ein blaues Bändchen um den seidenhaarigen Hals trug, strich schnurrend um die Beine des Eintretenden. Es war eine schöne Zeit, da man das Paradies über zwei Stufen erreichen konnte. Wo liegt es wohl heute? Und es war sicherlich eine der abgefeimtesten Bosheiten des Schicksals, daß im Schutt des offenen Kellers ein verwaschen blaues Bändchen lag, unweit von einer grünglasierten Scherbe ... nach so langer, langer Zeit.

Einmal ging ich nachts mit einem Freunde an einem solchen Hause mit offenen Fenstern und abgedecktem Dach

vorüber. Neben der Haustür hing eine Hand aus Messing am Glockendraht, und wir sprachen darüber, ob die Glocken abgenommen würden in toten Häusern, und zogen an der kleinen, eisigen Metallhand. Der Draht ächzte in den Ringen, die ihn hielten, und tief im Innern des Flurs erscholl ein klagendes Wimmern, ein blecherner, jammervoller Ton, der die ganz leeren Räume erfüllte und schließlich als boshaftes, gespenstiges Richern aus den Fensterhöhlen drang. Wir gingen rasch weiter, und es tat uns leid, daß wir den letzten Schlummer des Hauses gestört hatten. Unter meinem Fuße klingelte etwas. Ich hob es auf. Ein alter, großer Kreuzer war es, grüspanig und abgewetzt, und ich mußte an die Geschichte vom Hellerlein denken, die uns einst die Mutter vorlas an dämmerigen Abenden — — —.

1 „Es saß einmal ein Vater mit seiner Frau und den Kindern mittags am Tisch, und ein guter Freund, der zu Besuch gekommen war, aß mit ihnen. Und wie sie so saßen und es zwölf Uhr schlug, da sah der Fremde die Thür aufgehen und ein schneeweiß gekleidetes, ganz blaßes Kindlein hereinkommen. Es blickte sich nicht um und sprach auch nichts, sondern ging geradezu in die Kammer nebenan. Bald darauf kam es zurück und ging ebenso still wieder zur Thür hinaus. Da fragte der Fremde den Vater, wem das schöne Kind gehöre, das da in die Kammer ging. ‚Ich habe es nicht gesehen,‘ antwortete er, ‚und wüßte auch nicht, wem es gehören könnte.‘ Am andern Tag, wie es wieder kam, zeigte es der Fremde dem Vater, der sah es aber nicht, und die Mutter und die Kinder alle sahen auch nichts. Nun stand der Fremde auf, ging zur Kammertür, öffnete sie ein wenig und sah hinein. Da sah er das Kind auf der Erde setzen und emsig mit den Fingern in den Dielenritzen graben. ‚Mein Heller-



lein! Ach, mein Hellerlein! Wie es aber den Fremden bemerkte, verschwand es. Nun erzählte er, was er gesehen hatte, und beschrieb das Kind genau; da erkannte es die Mutter und sagte: „Ach, das ist mein liebes Kind, das vor vier Wochen gestorben ist!“ Sie brachen die Dielen auf und fanden ein Hellerlein, das hatte einmal das Kind von der Mutter erhalten, um es einem armen Manne zu geben; es hatte aber gedacht, „davon kannst du dir einen Zwieback kaufen“, und das Geld behalten und in die Diele versteckt. Und da hatte es im Grabe keine Ruhe gehabt und war alle Mitstage gekommen, um nach dem Hellerlein zu suchen. Die Eltern gaben darauf das Geld einem Armen, und nachher ist das Kind nicht wieder gesehen worden.“

Ja, in den Häusern sind Märchen erzählt worden. Wir werden sie wohl allgemach vergessen in „Beton“mauern und Eisengerippen.

Nun, nun, schließlich kann man aus einer Stadt keine Bude der Seltsamkeiten machen, und der Strom des Lebens bricht sich eben rücksichtslos Bahn, wie alle kräftigen Fluten. Da wird manch liebgewordenes Spielzeug weggeschwemmt. Die alten Häuser, hinter deren Fenstern abends so golden das Licht der Erdöllampen glänzte, hatten in ihrer unbekümmerten Gemütlichkeit schon manches Frau-Basenhafte an sich. Für Gesundheitspflege, für Luft und Licht war in ihnen verzweifelt wenig gesorgt, von andern, nicht näher zu erörternden Dingen ganz zu schweigen. Sie sind halt noch aus der Zeit, da man Lungenkrankheiten mit Hundsuppe und die „Sucht“ mit Essigdämpfen kurieren wollte. Es mag bitter gewesen sein, in einem halbdunkeln Kammerl unter Federbetten zu liegen und den Knochenmann zu erwarten. Die dicken Mauern waren freilich viel wert, bewahrten die

Wärme im Winter, machten es kühl im Sommer und hielten allen Lärm fern. Aber in Zeiten, da Seuchen auf giftigen Katzenpfoten durch die Stadt schlichen, waren diese Wohnungen mit ihren gesundheitswidrigen Einrichtungen schrecklich genug. Aber immerhin, man lebte für sich, war geboren vor den Mitmenschen, die heute fast das Recht verlangen, an unserm Tisch zu sitzen und in unserm Bett zu schlafen. Es war damals noch Platz für alle Menschen da. Aber der Schrei, der uns heute quält, ist ja der Schrei der Not, und keiner von uns weiß, ob ihn nicht das Schicksal sachte aus dem warmen Nest hebt und ihn in die Reihen derjenigen stößt, deren Leben ein einziger Jammer ist, der Jammer des zum Tier gewordenen Menschen.

Aber verhöhnen sollen wir die alten Häuser nicht, aus deren zerstückeltem Leibe der Staub der Vergänglichkeit aufsteigt und in die Winde weht. Es wird eine Zeit kommen, die uns mit demselben grimmigen Mitleid anblickt, mit jenem geringschätzigen Bedauern, das uns beim Betrachten vergangener Zeitläufte so leicht überkommt. „Damals hat man noch Menschen gehenkt, Geisteskranke als Verbrecher behandelt, Kriege geführt und Nervenkrankheiten unter besondere Strafen gestellt.“ Vielleicht kommt die Zeit, da man so von uns spricht und ganz vergißt, das wir tun mußten, was wir taten, ebenso wie wir es vergessen, wenn wir uns über die Noheit der Vorzeit aufhalten. Wir sind ja allzumal arme Sünder und werden es bleiben, bis der letzte Stein in den Tempel der Menschheit gefügt worden ist, an dem, ach, so lange schon gebaut wird.

Sicherlich geht nun manches verloren. Ich habe oft daran gedacht, wohin die vielen Steinbilder und Verzierungen kommen mögen, die, oft in Stein gehauen, ober den Türen sol-



cher dem Untergang geweihter Häuser zu sehen sind. Ich erinnere mich an einen prächtigen Adler, der Kranzbinden im Schnabel hielt; hat man ihn aufbewahrt? Die Muttergottesbilder, die oft unter Glas in den Hausmauern angebracht sind, schützen sich selbst. Was geschieht aber mit den so eigenartigen und hübschen Hauswahrzeichen, die manchmal ganz unbekannt und auch in den schriftlichen Sammlungen solcher Merkmale nicht verzeichnet sind? Man sollte sie wirklich aufbewahren und, wenn es schon nicht sein soll, daß sie an neuen Häusern als Erinnerungszeichen anzubringen sind, irgendwo in städtischen Hallen niederlegen. Denn es wird der Tag kommen, an dem ein neues Geschlecht Freude daran finden wird, den Schmuck der verschwundenen Häuser zu sehen, durch deren Tore ihre Vorfahren aus- und eingingen.

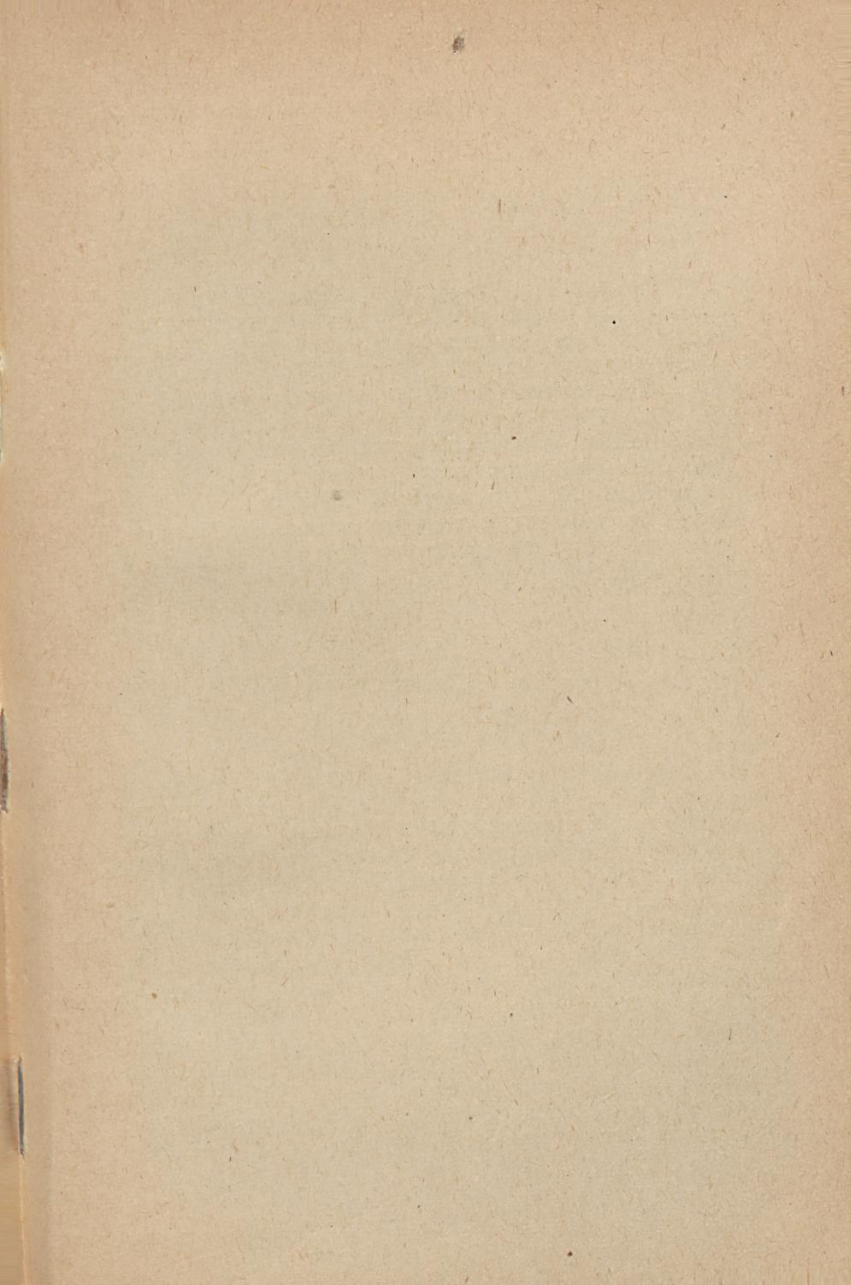
Schmerzlich und langsam vollzieht sich der Vorgang der Verneuerung. Ich muß immer an einen uralten Kirschbaum denken, den ich einmal sah, dessen warzige und narbige Äste sein hohes Alter verrieten. Eines Morgens kam ein Gärtner und sägte im Baum, der schauernd seine Blätter regte, wenn der gezähnte Stahl ins Mark der knorrigen Äste drang. Es tat dem Kirschbaum sicherlich weh, und es war ein erbärmlicher Anblick, als er mit den verbundenen Armstümpfen verstimmt und geschwächt im Obstanger stand. Aber im nächsten Frühjahr senkte sich ein Blüentraum auf die geheilten Wunden, und kein Baum stand so stolz in lichter Schöne im Gras wie er. Deshalb ist's gut, wenn Altersschwaches fort muß von Plätzen, die besser zu nützen sind. Die Jungen allein haben recht, denn sie sind es, die weiterbauen müssen, auch auf die Gefahr hin, die Träume des Alternden durch frohen Lärm zu stören. Es hilft nichts, sich zu wehren.

Denn es sind in Wirklichkeit gar nicht die alten Häuser,

um die wir trauern. Unsrer Jugend ist es, die wir beweinen, die wir ein zweitesmal zu verlieren glauben, wenn die Stätten schwinden, an denen die Erinnerung an Kindertage und Jünglingszeit sich heftet. Wir sind Ichsüchtige, die ihre wahren Beweggründe bemänteln. Aber die, die uns jetzt also schelten, werden es einst selbst empfinden, wie weh das Scheiden tut. Dann werden sie manches anders sehen als heute und doch nach Menschenart für künftige Geschlechter sorgen. Vielleicht ist auch unsere Eigensucht zum Teil nichts andres als die Sorge, ihnen möglichst viel zu erhalten von dem, was unser war.

So habe auch ich diesen Strauß gebunden aus allerlei Blumen und Unkraut meiner jungen Jahre, vom bunten Bande der Einbildungskraft umschlungen, — eine kleine Gabe des Dankes an mein Elternhaus und an die Stätten meiner Jugend, an Straßen und Häuser, Wald und Feld, Blumen und Gras und Himmelsrund.





Von Paul Bussion erschienen im Verlag der Wiener  
Literarischen Anstalt, Wien — Berlin

## Geh nicht vorbei . . . !

Novellen

Alle Freunde von Paul Bussions eigenartiger und reizvoller Schilderungskunst werden dieses Buch begrüßen, das viele seiner reifsten und schönsten Erzählungen aus der letzten Zeit enthält. Besonders „Jrgendein Mensch . . .“ und „Das Wiener Kind“ sind Meisterstücke eines Dichters, der zu sehen versteht, wie nur wenige. Die gütige Menschlichkeit Bussions, die auch das kleinste und ärmste Wesen beachtet und verstanden wissen will, drückt sich schon in dem für die Sammlung gewählten Titel aus. Und aus allen diesen vollendeten, in ihrer Schlichtheit ergreifenden Geschichten klingt etwas wie eine unsagbar vertraute Melodie, — wie eine ferne Weise, die zu Tränen rührt und sich doch nicht in Noten fassen läßt.

## F. A. C.

Ein deutscher Roman

Das ist eines von jenen Büchern, die den Leser festhalten bis zum Ende. Wer „F. A. C.“ zu lesen beginnt, gerät allsogleich in den Wirbel einer atemraubenden Spannung, die ihn nicht mehr losläßt. Mit dem einstigen Spartakisten Kirchner Hand in Hand muß er einem geheimnisvollen, über Menschenmaß hinausragenden Führer auf Wegen folgen, die durch tiefstes Leid, Zweifel und Enttäuschungen in ein schimmerndes Ziel münden: Die Weltherrschaft Deutschlands im edelsten Sinne der Menschlichkeit. Trost und Hoffnung quellen aus der reichen Handlung und der vollendeten Sprache dieses Buches, das aus leidenschaftlicher, unzerstörbarer, gläubiger Liebe zum deutschen Volke geboren ist. Vielleicht ist Bussion diesmal mehr als ein Dichter, vielleicht ist er ein Prophet seines Volkes und sieht Dinge, die sein werden, sein müssen . . . Jeder Deutsche, jeder Mensch sollte Bussions Buch lesen.



Von Paul Busson erschienen im Verlag  
Albert Langen, München

## Ruhmlose Helden

Vier dramatische Balladen mit einem Vorspiel

Tagesbote aus Mähren und Schlesien: Die gleiche epigrammatische Kürze, die Bussons Novelletten eignet, zeichnet auch diesen Zyklus aus. Wie die japanischen Maler in ihren Zeichnungen immer die Resultierende aus Linienbündeln festhalten, so gibt Busson die Resultierende aus möglichen Worten, Geberden, Gefühlen und Taten. Im Rahmen des Einakters ermöglicht das eine Handlung, Höhepunkt an Höhepunkt — was in gleicher Konzentriertheit bisher nur in den dramatisierten Gauserien der jungen Franzosen zu finden war. Jeder weiteren Empfehlung der auch literarisch wertvollen Einakter enthebt mich wohl die Tatsache, daß ein so hervorragender Theaterfachmann wie Baron Berger „Ruhmlose Helden“ in den Spielplan des Deutschen Schauspielhauses zu Hamburg aufgenommen hat. Und zwar mit größtem Erfolge.

## Arme Gespenster

Historische Novelletten

Die Welt am Montag, Berlin: In großen Umrissen weiß Busson schnell farbige Bilder und ganze Kerle vor uns hinzustellen. Dabei verfügt er über eine reiche Phantasie und starke dramatische Begabung. In den vorliegenden, gedrängt kurz gefaßten Novellen entrollt sich die Handlung wie auf einer Bühne. Es steckt etwas von Konrad Ferdinand Meyer in diesem Erzähler.

Militärische Presse, Wien: Es ist unter Paul Bussons bestechenden Qualitäten die am bemerkenswertesten, daß er es versteht, in knapper Form unendlich viel zu sagen. Seine Geschichten, die bei der Treue, mit der Busson zu schildern weiß, wie Erlebnisse wirken, sind gleichsam aufs äußerste konzentriert. Darum packen sie uns so tief und so fest. Busson liebt die Vergangenheit und er steht mit ihr auf vertrautestem Fuße. Er hat einen scharfen Blick und weiß mit wenigen Strichen jedes Milieu bis ins letzte Detail genau wiederzugeben. Das sind Vorzüge, die diese reizenden kleinen Erzählungen zu Kunstwerken stempeln.



# Leo Perutz

## Der Marques de Bolibar

Roman

1.—10. Tausend

Der „Marques de Bolibar“ ist eine der seltsamsten Geschichten, die jemals geschrieben wurden. Es dürfte kaum einen Autor geben, der sie spannender hätte schreiben können, als Leo Perutz. Wie er das Mystische mit dem Wirklichen, das Lieblichzarte mit dem Grausigdämonischen auf phantastische und dennoch der inneren Logik und tieferen Bedeutung nicht entbehrende Art verbindet, müssen wir an seinem neuen Roman ebenso sehr bewundern, wie die kunstvolle, strenggeschlossene Komposition. — In den Kämpfen auf der Pyrenäischen Halbinsel, die Napoleon in den Jahren 1807 bis 1813 führte, wurden zwei der französischen Streitmacht angegliederte nassauische Regimenter im Winter 1812 in der asturischen Bergstadt La Bisbal durch die Schuld ihrer eigenen Offizierskorps von spanischen Guerillas völlig vernichtet. Wie konnte das Unglaubliche geschehen? Das läßt Leo Perutz durch den einzigen Überlebenden, den Leutnant Jochberg, berichten. Seine Erzählung ist voll der merkwürdigsten Begebenheiten und dunkler Verhängnisse, die letzten Endes alle von dem lebenden und toten Marques de Bolibar verursacht werden. Denn obwohl dieser mit geheimnisvollen Kräften begabte Marques in der Verkleidung eines Maultiertreibers schon im Anfang der Erzählung den schmachvollen Tod eines Spions stirbt, wirkt sein dämonischer Wille über seinen Tod hinaus und erreicht es, daß die zwischen Bolibar und dem Führer der Guerillas verabredeten Signale, die der deutschen Besatzung von La Bisbal Vernichtung bringen sollen, durch eine seltsame Verkettung der Geschehnisse von den Offizieren jener deutschen Regimenter selbst gegeben werden. — Leo Perutz hat in seinem neuen Buch ein Meisterwerk auf dem Gebiet des phantastischen Abenteuerromans geschaffen, gleich stark an düsterer Großartigkeit und Farbenglut der Phantasie, wie an Gewalt der Anschaulichkeit.

Verlag von Albert Langen in München





